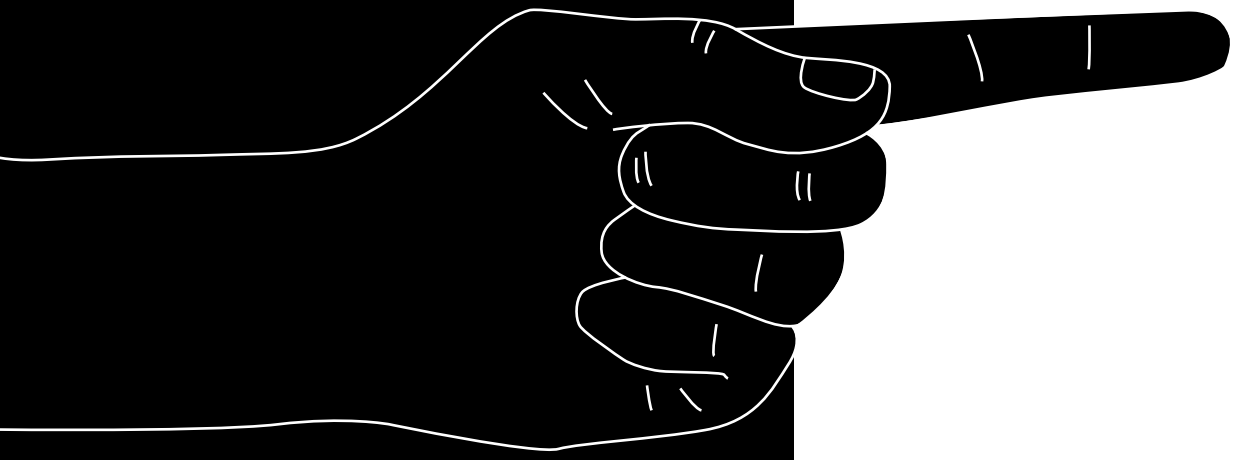
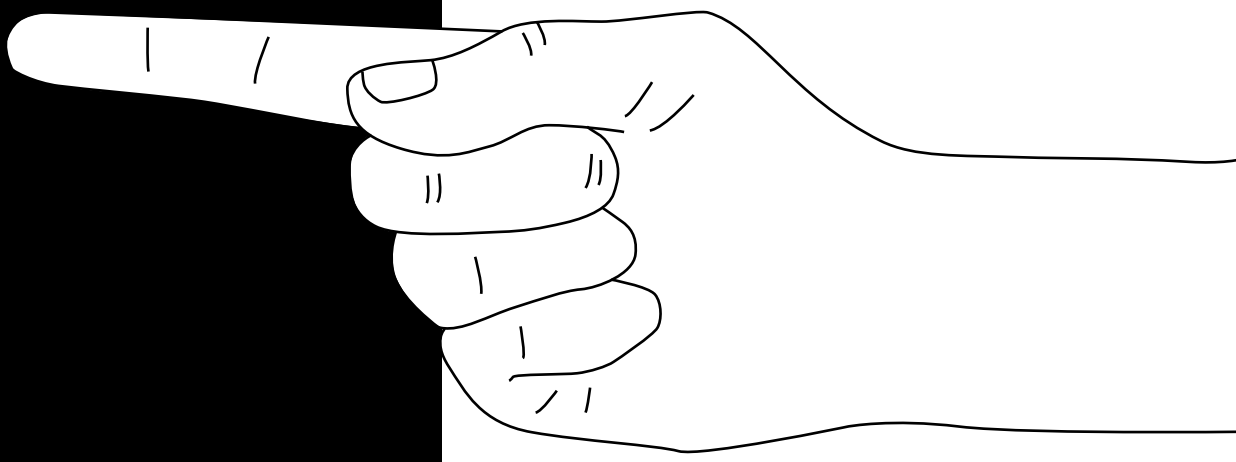
GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **1 / 2020**



VERRAT!



Impressum

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Carolin Brusky, Bernhard Emunds, Martin Höhl, Johannes Köhler, Vanessa Lindl, Jakob Schorr

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Judith Schulz-Häuser, Pauline Erdmann

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild © Cornelia Steinfeld

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2020

Foto: Elke Teuber-S

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist eine sprechende, ja verräterische Leerstelle: Sucht man in den gegenwärtigen theologischen Lexika nach dem Faszikel „Verrat“, so bleibt man leider unbelehrt. Auch das *Historische Wörterbuch der Philosophie* kennt keinen „Verrat“, der bezeichnenderweise zwischen „Vernunftwahrheit“ und „Versachlichung“ gestanden hätte. Ein ganz anderes Bild zeigt hingegen eine knappe Recherche auf lautstark katholischen Webseiten, auf denen zwischen „Vernunftwahrheit“ und „Versachlichung“ reichlich Raum ist. Die Familiensynode sei „Verrat an der Kirche“, der Dialog mit Muslimen und Musliminnen „Verrat am heiligen Franziskus“, und ein chinesischer Kardinal wird zu dem „Verrat nicht schweigen“, den die päpstliche Chinapolitik in seinen Augen begeht. Doch auch der Papst ist nicht allzu scheu und macht in seiner Weihnachtsansprache 2017 „Verräter in der Kurie“ aus. Die Bedeutung des Verrates ist in diesen Zusammenhängen nicht zu komplex: Man empört sich über einen Treuebruch, und lässt die Möglichkeit niederer Motive zumindest anklingen.

Um in die tieferen Dimensionen des Verrates vorzustoßen, muss man sich der Literatur anvertrauen. Hier entfaltet sich die ganze existenzielle Dramatik von Geheimnisverrat und Untreue, von der Macht des „Verrätheraug“s und des „Verrätherohr“s, der Ohnmacht gegenüber der „Verrätherhand“ und dem „Verräthermund“. Der Verrat wird hier zum komplexen Geschehen, die den Verräter, auch die Verräterin, als Verkörperung der Ambivalenz zu erkennen gibt. Zunächst, weil Ambivalenz die eigentliche Waffe des Verrates ist. Der Verräter ist niemals der offene Gegner, sondern der Wolf im Schafspelz, schlimmer noch, der Feind im Freund, die Umarmung, die das Messer in den Rücken sticht. Sodann aber auch, weil der Verrat selbst ambivalent sein kann: Ja, „auch mein Sohn Brutus“ meuchelt verräterisch, aber er tötet den Cäsar, der vorher die Ideale der Republik verraten hat. Was ist Verrat, wo Treue eine bloße Gruppenloyalität meint und die Aufkündigung der Zugehörigkeit zur Befreiung werden kann? Was ist mit den mutigen Whistleblowern, was mit den Frauen und Männern, die die Missbrauchsskandale in der Kirche öffentlich gemacht haben? Wer verrät die Kirche, wenn sie in der Gefahr ist, sich selbst zu verraten?

Möglicherweise macht die große Angst vor dem Verrat auf eine letzte Dimension der Ambivalenz aufmerksam, deren Verkörperung der Verräter ist. Hinter der Angst vor dem Verrat steht die tiefe Furcht, dass die Wirklichkeit als Ganze nicht mehr trägt, dass sie nicht verlässlich ist. Die wirklichen Verräter wissen dies und spielen damit. Biblisch ist dies eben nicht Judas, sondern die Schlange (die im Hebräischen männlich ist): „Hat Gott wirklich gesagt, dass ihr von keinem Baum im Garten essen dürft?“ Das ist nicht gelogen, erschüttert aber das Vertrauen in die Güte Gottes und zieht den verlässlichen Boden dieses Paradiesgartens weg. „Könnte es sein, dass Gott ein Verräter ist?“, so lautet die bedrängende Frage, die nicht nur die falsche Schlange, sondern auch der unbeugsame Hiob stellt. Eine Antwort auf diese Frage und viele Einsichten in die Facetten des Verrates gibt der neue GEORG, bei dessen Lektüre ich Ihnen viel Vergnügen wünsche,

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

06 **Titelstory**
Norbert Abels
Marginale zum ewigen Buch des Verrats

30 **Aus dem Priesterseminar**
Phillip Fujak
Treue

14 **Worte zur Zeit**
Ansgar Wucherpfennig SJ
Ist Gott ein Verräter?

33 **Vorgestellt**
Vanessa Lindl über Klaus Vechtel SJ
Sie immer mit Ihrem Existentialismus!

Editorial 03

36 **Scientia – Philosophie**
Martin Höhl
Begründet hoffen

42 **Aus dem Jesuitenorden**
Bin ich dieser? Als Jesuit in Taiwan

28 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Tobias Müller und Klaus Vechtel SJ
Wie kommt die Doktorarbeit zum Studierenden?

46 **Alumni berichten**
Interview mit Burkhard Stork
Wir müssen die Städte zurückgewinnen

Impressum 02

16 **Scientia – Theologie**
Julia Knop
Sentire cum ecclesia – Fühlen mit der Kirche?

39 **Aus den Instituten**

20 **Fragen über Fragen**
an Jutta Wilhelm-Reichard

21 **Das besondere Buch**
Niccolo Steiner SJ
Lesen in Zeiten der Pandemie

10 **Pietas**
Joachim Negel
Warum nur der Verrat?

44 **Aus der Hochschule**

23 **Weltkirche**
Heinrich Watzka SJ
Philosophie in der Postkolonie

26 **Centerfold**

Marginale zum ewigen Buch des Verrats

Titelstory

NORBERT ABELS
Ehemaliger Chefdramaturg der Oper Frankfurt und Professor für Musiktheorie an der Folkwang Musikhochschule

Die bibelkritisch keineswegs unumstrittene Pericope Adulterae (Joh 7,53-8,11) von der Frau, die ihre Ehe verriet, wirkt noch in der neuzeitlichen Moral fort. Nicht nur in den Künsten, nicht nur in all den traurigen Geschichten, darunter die so berühmten von Effi, Anna oder Emma; Verratsgeschichten allesamt, deren patriarchale Basis auch heute noch in manchen Weltregionen die Steinigung anbefiehlt. Der Rabbi, der, soeben herabgestiegen vom Olivenberg, in der Morgenstunde unter eklatanter Missachtung des Gesetzes des Gesetzesverrates überführt werden sollte, war vermutlich der einzige aller an der Schaufarce Teilnehmenden, der den Stein hätte werfen dürfen. Jorge Mario Bergoglio, dem derzeitigen Bischof von Rom, ist zuzustimmen: Ziel jener Aktion war es wohl in der Tat gewesen, dem Galiläer „eine Falle zu stellen." Das in der Weltliteratur hernach ins Grundrepertoire aufgenommene Wort vom ersten Wurf brachte die wohl gewieft Auserkorenen, zuvörderst die Ältesten, immerhin sofort dazu, den Selbstverrat zu vermeiden und schleunigst das Weite zu suchen. „Wie man sieht", so der Papst, „hatten sie auf der Bank des Himmels wohl einen ganzen Packen Schuldscheine angesammelt." Im zwanzigsten Jahrhundert, zumal in den gottverlassenen Berliner, Moskauer oder den chinesischen Schauprozessen gegen Hoch- Volks- und Staatsverräter, gab es ein solches Einsehen nicht mehr. Wer – bis zum Hals vollgepackt mit Ideologie – kein unverwechselbares Selbst sein Eigen nennen kann, vermag auch keinen Selbstverrat mehr zu fürchten. Ex nihilo nihil fit.

Denn: Was der Rabbi intendierte, war nichts anderes als der Aufruf zur Selbstprüfung. Nicht ganz zwei Millennien nach des Evangelisten Johannes´ Überlieferung zeigte sich Georg Groddeck, von der genuinen „Judasnatur" aller Menschen, jenem nachgerade als conditio humana diagnostizierten „Verraten des über alles geliebten und verehrten Nächsten" tief überzeugt. Die Verratsdisposition als anthropogene und sozio-kulturelle Prämisse also, immerdar und jederzeit zu ihrem Bühnenauftritt bereit. Groddeck schreibt in seinem fiktional angelegten *Buch vom Es* an eine Freundin: „Denken Sie an die höchsten Momente Ihres Lebens, und dann suchen Sie, bis Sie die Judasgesinnung und den Judasverrat gefunden haben. Sie werden ihn immer finden. Als Sie Ihren Liebsten küssten, fuhr Ihre Hand empor, um das Haar zu halten, das sich lösen konnte. […] Und als die Mutter krank war, schämten Sie sich, weil Ihnen plötzlich der Gedanke an die Perlenschnur durch den Kopf fuhr, die Sie nun erben würden; am Begräbnistage fanden Sie, dass Sie der Hut acht Jahre älter mache, und dabei dachten Sie nicht an Ihren Mann, sondern an das Urteil der Masse, vor deren Augen Sie ein Schauspiel schöner Trauer aufführen wollten, recht wie eine Schauspielerin".

Solchen alltäglich-lebensweltlichen Verrat überbieten freilich der Verrat und die Kollaboration als politisch grundierte Haupt- und Staatsaktionen. Da sind all die Dolchstoßlegenden, die Weltverschwörungsanklagen, die panische Angst vor den Aufdeckungen der Whistleblower und in jüngster Zeit gleichfalls wieder die in Demonstrationen hochgereckten Galgentransparente für „volksverräterische" Staatsfrauen und Staatsmänner. Im Hintergrund taucht auch hier immer wieder das alte Judas-Syndrom auf. Eine antisemitische Website nennt sich „Judas Watch".

In der Dichtung wie im Leben scheint der Verrat wie Stickstoff in der Atmosphäre omnipräsent. „Das Buch des Verrates beginnt mit den Worten: ‚Unsere Zeit...'", schrieb Carl Spitteler. Das Phänomen des Verrats offenbart eine schier unauslotbare Bedeutungsvielfalt, die es mit der ebenso opaken semantischen Ambiguität der Liebe vergleichbar macht. Liebe und Verrat, sehr häufig auch „Liebesverrat": In Shakespeares Werk, in *King Lear*, in *Othello* und vielen anderen Stücken betritt dieses unvergängliche Paar die Szene. „Lovers' moods; these are the things that betray" („Liebeslaunen; das sind die Dinge, die verraten..."), so steht es – fast programmatisch formuliert – in *Love's Labor's Lost*.

Through many dark hour

I've been thinkin' about this

That Jesus Christ

Was betrayed by a kiss

But I can't think for you

You'll have to decide

Whether Judas Iscariot

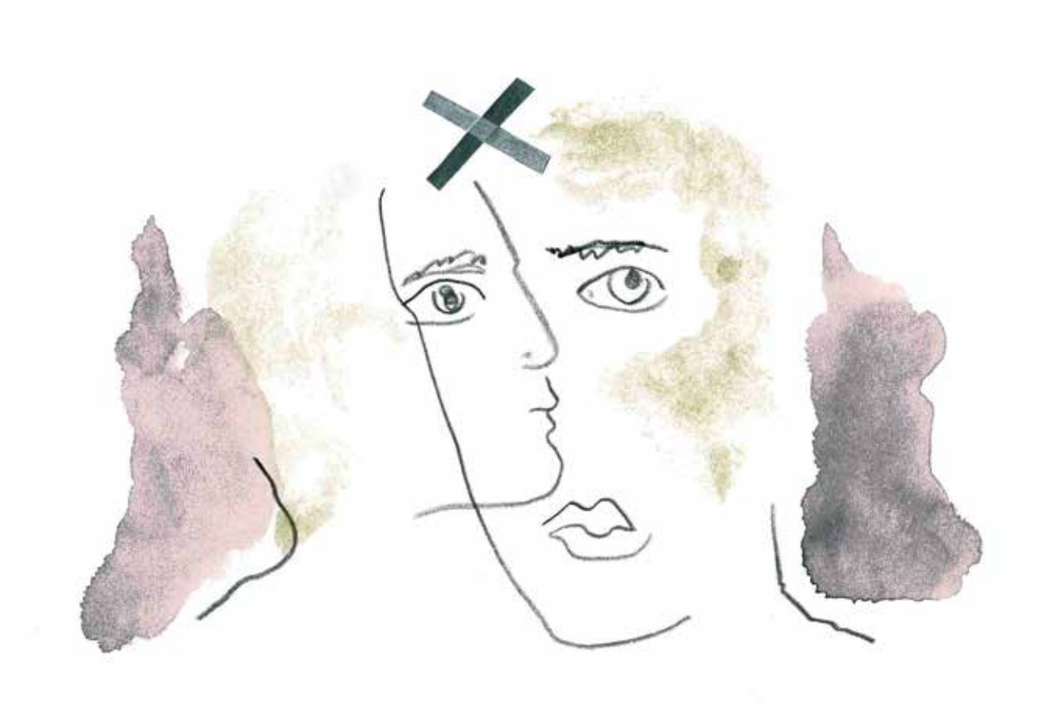
Had God on his side

Bob Dylan

Verrat und Liebe: Immerfort wurden diese beiden, nur prima vista so kontradiktorischen Größen in Beziehung zueinander gesetzt, als sei dabei beabsichtigt, das alte Newton´sche Bewegungsgesetz der zwei sich anziehenden parallelen Geraden von der Physis auf die Psyche zu übertragen. Oder noch treffender: die ältere cusanische Idee vom endlichen Zusammengehen zweier paralleler Linien in einem unendlich fernen Punkt. Einem Punkt, der irgendwann und nur für einen Wimpernschlag lang eine sinnliche Verschmelzung hervorzubringen vermag. Der Kuss des Judas ist hierfür der sinnfälligste Ausdruck.

In der Evangelistensprache des Neuen Testaments weist die Etymologie des Kusses zurück auf das altgriechische Verb „lieben". Der Kuss – ursprünglich ein Moment des Eros; später erst, im paulinischen Asketismus, zum heiligen Kuss der Bruder- und Schwestergemeinde verfremdet und in den säkularen Begrüßungsritualen der Neuzeit zum oft gleisnerischen Begrüßungsritual depraviert, erscheint er in der Ölgartenszene von höchster Auslegungsvielfalt. Was geschieht hier? Eine Liebeshandlung, ein auswärts gerichtetes Signal, ein Paradoxon, ein Identifikationsbeweis, die in der Berührung zum Ausdruck gebrachte Gewissheit einer Wiederbegegnung, ein eschatologisches Kalkül? Ein Vertrauensbruch oder – am changierendsten in seiner Bedeutung – ein Verrat? Wie auch immer, Getsemani, heute Gat Schmanim, gerät zum grenzenlosen Auslegungsspielraum. Eine hier nicht aufzählbare Judasbelletristik, darunter die hervorzuhebenden Romane von Max Brod, Schalom Asch, Nikos Kazantzakis und Amos Oz, zeigt dies. Ebenso kritische Versuche wie die von Theodor Reik, Jorge Luis Borges oder Walter Jens.

Nicht irgendwer, sondern allein ein eigens dafür auserkorener Jünger, als einziger von ihnen aus Judäa stammend, musste Jesus C. das angetan haben, was gezielt missverständlich die folgenden zwei Jahrtausende als Verrat habitualisiert wurde. Und war es überhaupt Verrat, jenes mutmaßliche Signum eines genuin Bösen? Bach insistierte hierauf, als er in der



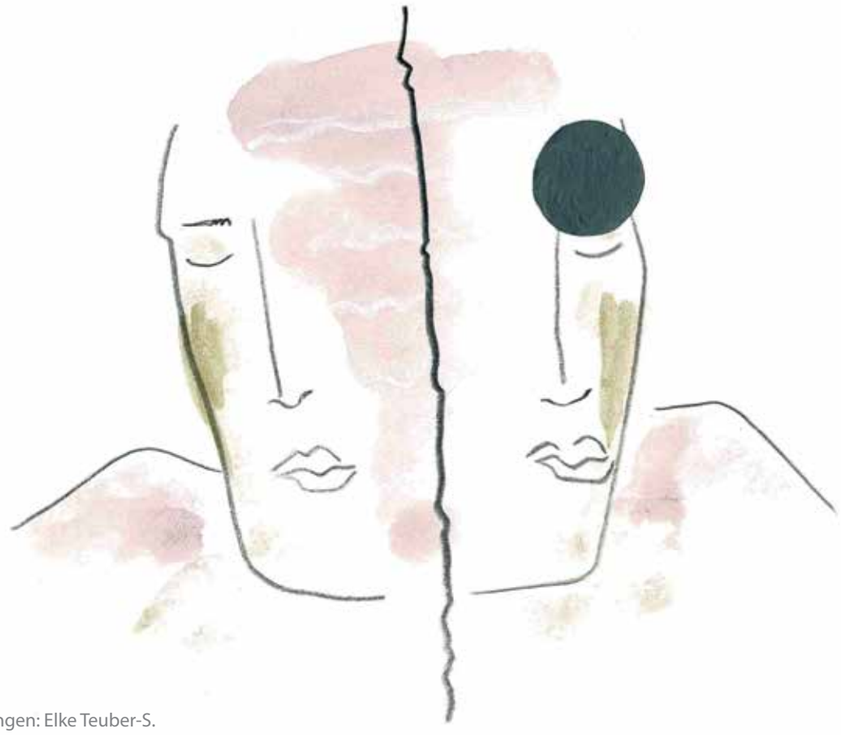
Matthäuspassion, einer längst schon eingeschliffenen Tradition folgend, die musikalische Chiffre, das verminderte Quartintervall, den längst zuvor schon zum diabolus in musica ernannten Tritonus, dem Judaspart unterlegte. Und zudem noch onomatopoetisch in nervösen Zweiundreissigstelläufen den Klang der Silberlinge hinzugab, der ihm passend erschien für das Verbrechen des Kassenwartes Judas, der zuvor im Namen solider Ausgabenbuchführung den Menschensohn zu tadeln gewagt hatte.

Schon am Ende des 5. Jahrhunderts vollzog sich dann jene verhängnisvolle Konnotation, die gut vierzehnhundert Jahre später die Ligue antisemite française und den mit ihr versippten Staats-, Armee-, Zeitungs- und Straßenplebs die Nomen Jude und Judas gleichschalten ließen, als sie den verhassten traître au peuple, den elsässischen Volksverräter Dreyfus, mit Hohntiraden auf die Île du Diable verbannten. Couragiert zeigten sich dessen Verteidiger Émile Zola, Marcel Proust, Bernhard Lazare und Léon Blum. Irreversibel, dass die auch in anderen Sprachen vorgenommene Gleichschaltung von Judas und Jude auch die Opfer internalisierten. Michael Wieck etwa, ein begnadeter Violinvirtuose und Nachfahre der Familie Clara Schumanns, der die nationalsozialistischen und hernach auch die stalinistischen antisemitischen Proskriptionen überlebte, notierte 2005 in Erinnerung an Bachs Matthäuspassion: „Immer wenn der Evangelist den Namen Judas singt, schrecke ich zusammen, und mir ist, als wenn er mich meint.“ Ja, in der Bach´schen Passion erfolgt auf des Judas´ Frage „Herr, bin ich´s?“ das in der ersten Person Singular vom Chor, hier einem Täterchor, kollektiv angestimmte Schuldgeständnis „Ich bin´s, ich sollte büßen.“

Das Judasparadigma bestimmt auch dann die Verratsgeschichten, wenn auf eine explizite Nennung seiner Präferenz verzichtet wird. E. L. Doctorows *Das Buch Daniel,* das kaum verhüllt den auf dem elektrischen Stuhl endenden Hochverratsprozess gegen das kommunistische Ehepaar Ethel und Julius Rosenberg während der von Verleumdungen nur so strotzenden McCarthy-Ära behandelt, weist dem Verräter der Verräter wie Dante dem Judas einen Platz „auf ewig in der Hölle“ zu. Der eigentliche Verrat am Nazarener aber, das nach Matthäus unabdingbare Ärgernis, spielt sich wie bei Dostojewski und Tolstoi erst in der Geschichte seiner Verfälschungen ab: „Der Unterschied zwischen Sokrates und Jesus liegt darin, dass bisher noch niemand in Sokrates´ Namen hingerichtet wurde. Und das liegt daran, dass Sokrates´ Gedanken nie zum Gesetz erhoben wurden.“

Ein Blick auf Iman Ryad Assani-Razakis Roman *Iman*, dessen Handlung polyperspektivisch vom erbarmungswürdigen Dasein westafrikanischer Straßenkinder handelt, offenbart ebenfalls die Dramaturgie des Judas-Verrats. Ein Slum-Dasein, das für so viele dieser Kinder und Jugendlichen in der Hoffnung auf die Flucht, auch auf maroden Barkassen, ins vermeintlich gelobte Land Europa kulminiert. Der sich nirgendwo verankert fühlende Iman, Kind eines weißen Franzosen und einer dunkelhäutigen Afrikanerin, ist auf der Suche nach seinem Ich, glaubt es in der Fremde zu finden und verlässt seinen behinderten und ewig gedemütigten Freund Toumani. Und wieder erscheinen die Konturen der Verratsgeschichte des Judas. Toumani, will die Flucht seines Idols verhindern, wird zu einem, „der seinen besten Freund verriet.“ Er wisse, teilt er den brutalen Soldaten mit, die Iman verhaften, foltern und wohl auch töten wollen, wo „der, den Sie heute Nacht verfolgt haben“ ist. Am Ende steht hier die Sehnsucht nach Aufhebung, nach Annullierung des Verrats. Der zurückbleibende Junge fahndet in einem entrückten Augenblick nach der Wirklichkeit des Erlebten „oder auch nur [nach einem] Beweis dafür, dass es ihn, den verratenen Freund, tatsächlich gegeben hatte. Dass alles nicht nur ein Traum gewesen war, eine Illusion.“

Am Ende dieser knappen Betrachtung mag der 2018 erschienene, gleichfalls vielperspektivische, Roman *The Overstory* (Die Wurzeln des Lebens) des amerikanischen Autors Richard Powers stehen. Ein wiederum dem Judas-Muster, hier als Verbindung von Liebesverrat und Idealverrat, folgendes Buch, das den aussichtlosen, aber dennoch unter Einsatz aller Lebenskräfte geführten, Kampf einer Gruppe von Naturschützern in den Redwood-Wäldern von Oregon und Kalifornien schildert, die gegen die gewinnsüchtige Zerstörung der Baumflora zu Felde ziehen. Powers lässt die faszinierende unter- und überirdische Kommunikation der Bäume als Modell einer geglückten sozialen Menschenwelt in Erscheinung treten. Die Zerstörung jener Welt verdunkelt auch das Dasein dieser Welt. Unbeabsichtigt stirbt bei einem Brandanschlag eine beteiligte Aktivistin. Die Jagd auf die Gruppe beginnt. Am Ende geschieht in Lower Manhattan der Verrat. Er ereignet sich, weil der Verräter, ein Mitglied der Aktivistengruppe, den „Häschern“ einen Freund opfert, um eine Freundin zu retten. Direkt unter einer sieben Meter hohen Cercis Siliquastrum begegnen sich die Freunde kurz vor dem Verrat zum letzten Mal. Man liest: „Judas habe sich an einem solchen Baum erhängt. Die Legende ist noch jung, gemessen am durchschnittlichen Alter von Baummythen […] Aber die beiden Männer bleiben stehen und schauen, als finge der Wald auch heute hier an, hier genau vor ihnen. Sie wenden sich einander zu und umarmen sich zum Abschied.“ Kann, so möchte man fragen, die Ewigkeit eines alten Gleichnisses von Liebe und Verrat berückender zum Ausdruck gelangen?



Zeichnungen: Elke Teuber-S.

Warum nur der Verrat?

Ein Nachdenken über Unerklärliches und die ihm verbundene österliche Hoffnung

JOACHIM NEGEL
Professor für Fundamentaltheologie, Fribourg

„Arglistig ohnegleichen ist des Menschen Herz, ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?“ (Jer 17,9) In diesen wenigen Worten resümiert sich die Lebenserfahrung des Jeremia, eine der großen Prophetengestalten des Alten Testaments. Jeremia weiß, wovon er spricht. Zu welch´ anderem Schluß soll er auch kommen angesichts der Wankelmütigkeit von König und Volk; angesichts einer Großmannspolitik, die das Land sehenden Auges in den Abgrund führt; angesichts der Willfährigkeit der Eliten und ihres bestürzenden Opportunismus – angesichts aber auch der Furchtsamkeit und Unbeständigkeit des eigenen Herzens. In der Tat: Sich ausgesetzt zu sehen den Dämonen der Verzagtheit, der Mut- und Lustlosigkeit, des Lebensüberdrusses; sich zu erleben in seinem ganzen Ungenügen, in seiner Mittelmäßigkeit und Erfolglosigkeit, kann einem das Herz niederdrücken. Und mit einem Mal ist sie da, verführerisch leise, so angenehm sich einschmeichelnd: die Einladung zum Verrat!

„Sollen sie doch ihren Kram alleine machen!“ – Wer würde dieses Gefühl nicht kennen?! „Die Einladung zum Verrat“, wie der französische Philosoph Gabriel Marcel dies einmal nannte, nistet potentialiter in jedem Herzen. Lohnt es das Leben, aufrichtig gelebt zu werden? Wozu die Anstrengungen um Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue auch in bösen Tagen? Warum soll man sich nicht davonmachen? Das muß nicht gleich mit großem Aplomb geschehen. Der Verrat beginnt meist leise, unauffällig, undramatisch: eine kleine Unehrlichkeit hier („Die andern machen es doch auch so“), ein nicht ganz aufrichtiges Sich-Durchlavieren dort („Jeder muß sehen, wo er bleibt“), und irgendwann sitzt man mitten drin, ohne daß man es wollte. „Man kann auch Kommunist sein, ohne `n Schwein zu sein; das ist `ne Charakterfrage“ – so das drastische Wort des Sachbearbeiters für Stasi-Unterlagen in dem Kinofilm *Gundermann*, als der Protagonist der Geschichte, der Liedermacher Gerhard Gundermann (1955-1998), sich mit seiner Vergangenheit konfrontiert sieht. Eigentlich wollte er dem System, das allen Fragwürdigkeiten zum Trotz in seinem Innersten doch gut war, nur aufhelfen; eigentlich wollte er den Leuten von der Stasi doch nur zeigen, was die Leute wirklich denken (ob das nun peinliche Naivität war oder verbohrte Selbstlüge, bleibt bis zum Schluß des Films offen). Und dann hatte er, obwohl er sich darüber hätte klar sein müssen, seine Freunde ans Messer geliefert. Und wenn in einzelnen Fällen das Messer auch nicht zustach, Gundermann in gewisser Weise also mit einem blauen Auge davongekommen war, so bleibt am Ende doch die peinigende Beschämung: „Ich bin ein Schwein.“ Wohl dem, der niemals in eine solche Situation geriet!

Die Bibel ist voll von solchen Geschichten. Da ist die Erzählung von Jakob, der seinem Bruder Esau nicht nur das Erstgeborenenrecht abschwatzt, sondern mit Hilfe der gemeinsamen Mutter dann auch noch einen handfesten Betrug am sterbenden Isaak vollführt; welch´ inneren Kampfes bedarf es, um nach Jahren dem betrogenen Bruder offenen Auges wieder gegenüberzutreten! Und welchen Großmutes von dessen Seite! Oder der tödliche Verrat, den David an seinem ihm treu ergebenen Heerführer Urija begeht: Um den Ehebruch mit dessen Frau Bathseba zu vertuschen, wird Urija bewußt in den Tod geschickt. David muß dann selber erleben, was es bedeutet, von den eigenen Leuten, gar vom eigenen Sohn Absalom, hintergangen zu werden. Im Neuen Testament dann der Verrat des Petrus: Was für eine klägliche Figur gibt der spätere Apostelfürst vor jener Magd ab, die ihm frech aufs Maul schaut! Wenige Stunden zuvor hatte er noch vollmundig verkündet, für Jesus sterben zu wollen, und dann solch ein peinlicher Absturz! Zuvörderst aber und über allen die Gestalt des Judas Iskariot. Sie führt uns vor Augen, wie abgründig der Verrat ist und wie schwierig, ihn moralisch zu bewerten. Denn dazu bedürfte es der Kenntnis aller Umstände, die zum Verrat führten, und die bleibt dem Menschen grundsätzlich verwehrt. Nicht zuletzt die suizidale Verzweiflung des Judas über seinen eigenen Verrat hält eher dazu an, dessen Schicksal zu betrauern als es zu verurteilen. Denn die Versuchung zum Verrat nistet in jedem Menschenherzen, diesem verzagten, trotzigen, wie oft abgründig feigen, unentschlossenen, undurchdringlichen Ding. Wohl dem, der von ihr niemals berührt wurde!

Der Kuss des Judas, 14. Jh. Fresko in San Gimignano, Italien © jorisvo, Adobe Stock

Wie umgehen mit solchen Versuchungen? Nicht selten zeugt der Verrat von einer erschreckenden „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt). Albert Camus hat in seiner Parabel *Der Fall* diese Banalität anhand der Gestalt des Jean-Baptiste Clamence gezeichnet, eines aus seinem Beruf desertierten Rechtsanwalts, der in einer schonungslosen, zugleich höchst zynischen Lebensbeichte bekennt, zu wirklicher Freundschaft niemals fähig oder willens gewesen zu sein: „Natürlich hatte ich Prinzipien, so zum Beispiel, daß die Frau eines Freundes tabu sei. Indessen hörte ich einfach in aller Aufrichtigkeit ein paar Tage vorher auf, für den jeweiligen Ehemann Freundschaft zu empfinden.“ Solche Beispiele ließen sich leicht vermehren. Wie der Ehebruch mehr sein kann als ein verzeihlicher Seitensprung, nämlich Verrat einer ganzen Lebensgeschichte, so kommt das nachlässige Ausplaudern einer vertraulichen Mitteilung unter Umständen dem Bruch des Beichtgeheimnisses gleich. Danach ist nichts mehr, was es war. Alexandra, die große Chansonnière der 1960er Jahre, hat in einem ihrer wehmütigen Lieder den Schmerz besungen, den solcher Verrat verursacht: „Illusionen hast du dir gemacht, / denn der Mensch, den du einst liebtest, hat dich ausgelacht […].“ Es bleibt zu guter Letzt die nachdenklich stimmende Einsicht, dass man verlassen sein kann, wenn man sich auf Freunde verläßt. Auch hierum weiß die Bibel: „Verflucht der Mann, der auf Menschen vertraut, auf schwaches Fleisch sich stützt und dessen Herz sich abwendet vom Herrn.“ (Jer 17,5) Ist damit aber nicht eigentlich nur beschrieben, was Mythos und Tradition, philosophische Anthropologie und Psychologie immer schon wußten: daß der Mensch ein fragwürdiges Gebilde ist, denn wie soll „aus so krummem Holz“ „etwas Gerades“ (Immanuel Kant) geschnitzt werden können?! Wolf Biermann, der andere große Liedermacher der DDR, hat deshalb mit gutem Grund Anfang der 1990er Jahre den Texten, die sowohl Tapferkeit als auch Verstrickung seiner Freunde bedenken, folgendes Gedicht von Dylan Thomas vorangestellt:

DU NICHT, DIE ANDEREN SIND GEMEINT

Freund als ein Feind ruf ich dich aus

Du mit der falschen Münze in der Augenhöhle
Mein Freund, du mit dem Flair, das so entzückt,
Hast mir die Lüge angedreht und ohne Scham
Du gafftest auf mein heimlichstes Geheimnis
Gelinkt hast du, gelockt mit Augenzwinkern
Und meiner Liebe Kuchenzahn biß auf Granit
Verschrammt zuletzt, gestrauchelt, ausgelutscht
Du stehst vor mir gebrandmarkt als ein Dieb
Im Angedenken das aus blinden Spiegeln kommt
Und unvergeßlich dieses Lächeln bei der Tat
Die harte schnelle Hand im Samthandschuh
Ach und mein Herz kam unter deinen Hammer
Und warst ja auch mal'n offnes Menschenkind
Warst froh, zufrieden und vertraut mit uns
Ich hätte nie und nicht einmal im Traum gedacht
Daß du mal Wahrheit bläst wie Dreck in alle Winde

Als ich sie noch um ihrer Fehler willen liebte
Wie auch um dessentwillen was an ihnen Gutes war
Warn meine Freunde lang schon Feinde hoch auf Stelzen
Mit ihrem Kopf da oben in der Wolke des Verrats

Und doch, wer wollte auf das Vertrauen seiner Freunde, diesen Riesenvorschuß ins Leben, verzichten?! Das „offne Menschenkind", das noch um seiner Fehler willen geliebt wurde und sich deswegen zum Freund erwählt sah – man ist es vielleicht selbst. Gutes wie Böses mischt sich im Menschen; Tapferkeit und Feigheit, Großzügigkeit und Geiz, selbstvergessene Treue wie die Möglichkeit zum Verrat wohnen in unterschiedlicher Mischung in den Besten wie den Schlechtesten nahe beieinander, und die Frage bleibt offen, nach welcher Seite sich zuletzt die Waage neigt. Insofern bleibt der Vertrauensvorschuß von Freundschaft und Liebe immer ein Wagnis. In diesem Wagnis, durch alle Unwägbarkeiten durchgehalten, leuchtet etwas Unableitbares auf. Was ist dieses Unableitbare? Es ist das Paradox, das allen zweideutigen Erfahrungen zum Trotz zuletzt jeder starken Freundschaft zugrundeliegt: „Ein Freund ist jemand, der dich sehr gut kennt und dich trotzdem liebt." (André Comte-Sponville)

Eine solche Liebe ist in doppelter Hinsicht stark: In ihrem „Trotzdem" richtet sie den Blick auf das Verzeihen, das heißt auf die Erlösung der scheinbar zementierten Vergangenheit, sowie auf die Verheißung, das heißt auf eine Verläßlichkeit inmitten der sonst so dunklen Zukunft. Hannah Arendt, diese wache Beobachterin der politischen Zeitläufte, hat die Doppelläufigkeit der Liebe verschiedentlich analysiert und dabei die ontologische Schlußfolgerung nicht gescheut: Liebe im hier skizzierten Sinne erweist ihre Kraft darin, daß sie aus einer Tiefe des Herzens kommt, an die das Abyssale des Herzens, das heißt Feigheit, Trotz, Wankelmut, Zweideutigkeit, Unentschiedenheit und Stumpfsinn, nicht mehr heranreicht. Denn das Böse (und der Verrat ist böse!) „ist immer nur extrem, aber niemals radikal, es hat keine Tiefe, auch keine Dämonie. Es kann die ganze Welt verwüsten, gerade weil es wie ein Pilz an der Oberfläche weiterwuchert. Tief aber und radikal ist immer nur das Gute." (Hannah Arendt, *Vita activa*)

Arendt selber hat die metaphysische Fundierung dieser Überzeugung nicht mehr näher benannt. Gleichwohl stelllt sich auch ihr die Frage: Woher die Kraft zu jenem ganz und gar erschütternden Wunder, dessen der endliche Mensch fähig ist: dem schuldig gewordenen Nächsten „aus ganzem Herzen zu vergeben" (Mt 18,35)?

Die Frage führt uns zurück an den Beginn unserer Überlegungen: Es scheint, dass des Menschen Herz, dieses höchst wankelmütige und nicht selten vertrotzte Ding, eines Fundamentes bedarf, das aus eigener Kraft zu legen des Menschen Kräfte übersteigt. Der Prophet Jeremia hatte in Absetzung von jenen, die dem Verrat anheimfielen, dafür ein starkes Bild: „Gesegnet der Mensch, dessen Hoffnung der Herr ist. Er ist wie ein Baum, gepflanzt am Wasser; wenn die Hitze kommt, braucht er nichts zu fürchten; seine Blätter bleiben grün, auch in einem trockenen Jahr bringt er seine Früchte." (Jer 17,7f.)

Kann man genauer benennen, in welche anthropo- und theodramatischen Zusammenhänge uns dieser Segensspruch führt?

Erinnern wir uns dazu noch einmal der erwähnten biblischen Geschichten. Wie unbeständig erschien da die vollmundige Treue des Petrus! Wie hemdsärmelig die Bruderliebe des Jakob! Wie intrigant David in seinem Begehren, wie aufrührerisch Absalom, wie verzweifelt Judas! Was müßte geschehen, damit all dies nicht das letzte Wort sei, sondern ein Neuanfang möglich werde?

Das biblische Denken ist hier sowohl von außerordentlicher Nüchternheit als auch von höchster Dramatik. Dreimal muß Petrus sich an jenem Ostermorgen von Jesus fragen lassen „Liebst du mich?", und es tut ihm weh, denn dreimal hat er beteuert, den Freund nicht zu kennen, am Schluß sich selber gar verflucht, wenn sein Verleugnen der Freundschaft nicht wahr sein sollte. Diesen Schmerz muß Petrus aushalten, denn Versöhnung heißt immer auch, zunächst in den Abgrund des eigenen Versagens zu blicken. Wie subtil der Evangelist diese Szene zeichnet, sieht man daran, dass sie der Verleumdungsszene ganz nachgebildet ist; selbst das Kohlenfeuer fehlt nicht. Ähnlich die große Versöhnungsszene zwischen Jakob und Esau; auch ihr geht ein harter Kampf mit dem eigenen Dämon voraus. Versöhnung ist kein leichtes Geschäft, und so sehr der Horizont biblischen Denkens auf Versöhnung abzielt, auf die universale gar, ausgezahlt in der kleinen Münze des konkreten Neuanfangs zwischen dir und mir, Feind/Freund, Freund/Feind, so weiß dieses Denken sehr wohl um den Preis, der dafür zu zahlen ist.

Was aber, wenn Versöhnung menschlicher Möglichkeit entzogen ist? Seinem Sohn Absalom konnte David die Verzeihung nicht mehr zusprechen, der Aufrührer war auf der Flucht erschlagen worden; und Urija war tot, hier wäre jeder Zerknirschungsgestus von seiten Davids sowieso zu spät gekommen. Was also dann?

Wenn die Verantwortung, die es bedeutet, ein selbstbestimmter Mensch zu sein, uns nicht erdrücken soll, bleibt nur die Hoffnung, jenseits unserer Möglichkeiten gebe es nicht nur nackte Faktizität, sondern immer noch Möglichkeit. Es ist das Bild des Judas Iskariot, das die Erinnerung an diese utopische Möglichkeit heraufbeschwört. Auf dem Portal des nördlichen Seitenschiffes der Kathedrale von Benevent in Kampanien findet sich ein kleines Bronzerelief aus dem 13. Jahrhundert. Darauf ist der unglückliche Judas zu sehen, wie er da hängt an seinem Baum. Doch im Moment, da er seine Seele aushauchen will, kommt ihm ein Engel zur Seite, umfängt ihn mit seinem Flügel und hält so den Sturz ins Nichts auf. Im Gehaltensein durch den Engel kann Judas bereuen; der Engel, der seinen Sturz aufhält, ist die Annahme seiner Reue durch den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Das Bild hat seinerzeit, als der uns unbekannte Künstler es schuf, Skandal gemacht. Es scheint, daß es ursprünglich für das große Hauptportal der Kathedrale geplant war, dann aber auf die Nordseite verbannt wurde, weniger sichtbar. In einem anonymen Kommentar heißt es jedoch zu diesem Bild: „Wenn schon ein kleines Künstlerherz in der Lage ist, dem Verräter einen Engel zur Seite zu stellen – sollte man dann von Gott glauben, daß er sich hiervon beschämen läßt, daß er nicht noch viel Größeres tun kann als menschliche Verzweiflung ersehnt?"

Wenn es diese österliche und darum ganz unfaßliche Perspektive der Gnade nicht gibt, dann fällt der Ernst eines selbstverantworteten Lebens ganz auf uns zurück. Wer aber wollte das Wagnis eines selbstverantworteten Lebens dann noch ernsthaft eingehen?!

Literaturhinweise

Wolf Biermann, Der Lichtblick im gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Büchner-Preis-Rede, in: ders., Der Sturz des Dädalus, Köln [2]1992, 48-63.

Albert Camus, Der Fall, Reinbek bei Hamburg [15]1981.

Bernhard Dieckmann, Judas als Sündenbock. Eine verhängnisvolle Geschichte von Angst und Vergeltung, München 1991.

Helmut Gollwitzer: Gute Botschaft für Judas Ischarioth, in: ders., Krummes Holz – Aufrechter Gang. Zur Frage nach dem Sinn des Lebens, München [8]1979, 271-296.

Klaus-Michael Kodalle, Verzeihung denken. Die verkannte Grundlage humaner Verhältnisse , München 2013.

Dylan Thomas: To Others than You [1939], übersetzt von Wolf Biermann, in: Der Sturz des Dädalus (s. o.), X-XI.

Franz Werfel, Jeremias. Höret die Stimme [1937], Frankfurt a.M. 1987.

Ist Gott ein Verräter?

W

Worte zur Zeit

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Rektor von Sankt Georgen

Kann Gott seine Schöpfung verraten? Will Gott der Welt übel, dass er sie zwar erschaffen hat, sie dann aber immer wieder vor die Wand laufen lässt? Oder – noch schlimmer – ist die Schöpfung der Traum eines weintrunkenen Gottes, der nicht merkt, dass er alles, was er sich da wirr zusammenträumt, auch erschafft? Seit Menschen denken und beten können, fragen sie danach und erheben sich prometheisch oder verzweifelt-skeptisch gegen einen Gott, dem sie nicht mehr trauen können.

Die Pandemie lässt solche Gedanken wieder hochkommen. Selbst in Deutschland, wo sich die meisten doch nur in einem ziemlich abgesicherten Modus mit den Konsequenzen des Virus auseinandersetzen müssen, wird gelegentlich gefragt: Wie kann Gott zulassen, dass täglich weiter Menschen an dem Virus sterben? Und: Nicht nur an dem Virus sterben Menschen, sondern auch an den Konsequenzen sozialer Kälte, an neuer Armut und an Ängsten, die das Virus weltweit ausgelöst hat.

Die Zahl der Toten wächst täglich weiter, und es ist voraussehbar, dass sie europäische Gemüter so lange bewegen, wie vor allem Europäer von dem Virus betroffen sind. Sollte die Epidemie in Europa einmal kontrolliert werden können (andere Länder sind schon zum Epizentrum geworden), dann werden die Nachrichten auch wieder weniger voll davon sein. Die Fragen stellen sich dann vielleicht wieder weniger öffentlich, aber doch nicht weniger dringlich: Ist Gott dafür verantwortlich? Hat Gott seine Schöpfung verraten, oder wenn nicht seine ganze Schöpfung, so doch wenigstens diejenigen, die sich an Gottes Geschenk des Lebens gefreut haben und die jäh aus dem Leben gerissen worden sind?

Auch Menschen in der Bibel haben schon aus denselben Gründen mit Gott gerechtet. Hiob ist ein Beispiel, das in den vergangenen Wochen gelegentlich genannt worden ist. Aber auch in einigen Psalmen klagen Verletzte und Elende „so ehrlich, dass es wehtut“ (lifenet.ch): Gott, Du bist mit Deinen Verheißungen zum Lügner geworden, werfen diese Psalmen Gott vor. Und Betende zeigen Gott ein klares Stoppschild: Weiter gehst Du nicht, Gott, sonst ist es mit uns vorbei! Solche Psalmen müssten ihren Weg wieder in den Gebetsschatz zurückfinden. Protest und Klage gegen Gott sollten zum Gebetsschatz aller gehören, die an den biblischen Gott glauben, der den Armen und Elenden seine Zuwendung und Treue versprochen hat. Gott, willst du etwa deine Schöpfung verraten?! Das kann ein berechtigter Protest gegen Gott sein, und wenn jemand so mit Gott ins Gericht geht, dann hat er seine Beziehung zu ihm nicht verloren. Vielleicht nimmt er Gott mit einem solchen Protestruf ernster, als viele andere das tun.

Auch Paulus klagt gegen Gott mit Worten aus den Psalmen: „Um deinetwillen (!) sind wir den ganzen Tag dem Tod ausgesetzt; wir werden behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat.“ (Ps 44,23 in Röm 8,36). Mächte und Gewalten des Todes haben den ersten christlichen Gemeinden zugesetzt. Und Paulus weiß, sie können den Menschen ganz zum Verstummen bringen.

Aber Paulus versteht Schöpfung weiter, als es ein verbreitetes anthropozentrisches Verständnis tut. Er schreibt: „Denn die Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes. […] Denn auch sie, die Schöpfung, soll von der Sklaverei der Vergänglichkeit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm 8,19.21). Wenn Paulus hier von Schöpfung spricht, meint er nicht die menschliche, sondern die nichtmenschliche Schöpfung. Damit bewegt er sich im theologischen Vorstellungsraum der Bibel. Schon auf ihren ersten Seiten wird in der Schöpfung nicht nur eine Geschichte zwischen Gott und Menschen begründet, sondern zwischen Gott, Menschen und der nichtmenschlichen Schöpfung. Auch Licht und Dunkel, Meer und trockenes Land, Pflanzen und Tiere sind lebendige Wesen, die in vielfältigen Beziehungen zueinanderstehen, und die nicht-menschliche Schöpfung hat von Anfang an auch eine eigene Beziehung zu Gott. Tiere und Pflanzen hören auf Gottes Wort. So meint es auch Paulus: Nicht nur Menschen, sondern auch Elefanten und Bienen, die Wellen auf dem Meer, die Sterne in der Nacht, selbst die kleinsten Lebewesen warten auf die Freiheit und die Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Viren wie SARS-CoV-2 sind Zoonosen, das heißt Infektionen, die nicht nur von Mensch zu Mensch übertragen werden können, sondern auch von Menschen auf nichtmenschliche Lebewesen, wie Tiere, und ebenfalls in umgekehrter Richtung, von Tieren auf Menschen. Die Zusammenhänge, in denen das Virus steht, betreffen nicht nur die menschliche Lebenswelt. „Will uns die Erde etwas mit dem Virus sagen?“ Der Kabarettist Dieter Nuhr hat sich über diese und ähnliche Fragen lustig gemacht, vielleicht zu Recht. So einfach ist es wohl auch nicht: Man kann das bedauern, aber die Erde hat keine klaren Botschaften an die Menschen. Dennoch zeigt die Pandemie Zusammenhänge auf, die die Theologie oft nur wenig bedenkt: Die Frage an Gott „Hast du denn etwa deine Schöpfung verraten?“ darf nicht nur auf den Menschen hin gestellt werden. Zu oft betrachtet sich der Mensch als Krone der Schöpfung und sieht die gesamte übrige Schöpfung in seinen Diensten. Die Bibel betrachtet den Menschen anders. Der biblische Gott ist der Gott allen Lebens, nicht nur der Menschen. Es ist eines der theologischen Verdienste von Papst Franziskus, dass er prophetisch auf diese Zusammenhänge aufmerksam macht: *Laudato si‘* ist der Titel seiner Enzyklika. *Laudato si‘* – gelobt sei Gott, in seiner Größe und seiner Liebe! Gottes Größe wird sich immer wieder nicht nur Menschen in ihrer Unbegreiflichkeit entziehen. Aber Gott wird auch immer wieder nach dem Menschen suchen. Und nicht nur nach ihm, auch nach jedem anderen Lebewesen auf dieser Erde.

Illustration: © united-nations-covid-19-response, Unsplash.com

Sentire cum ecclesia – Fühlen mit der Kirche?

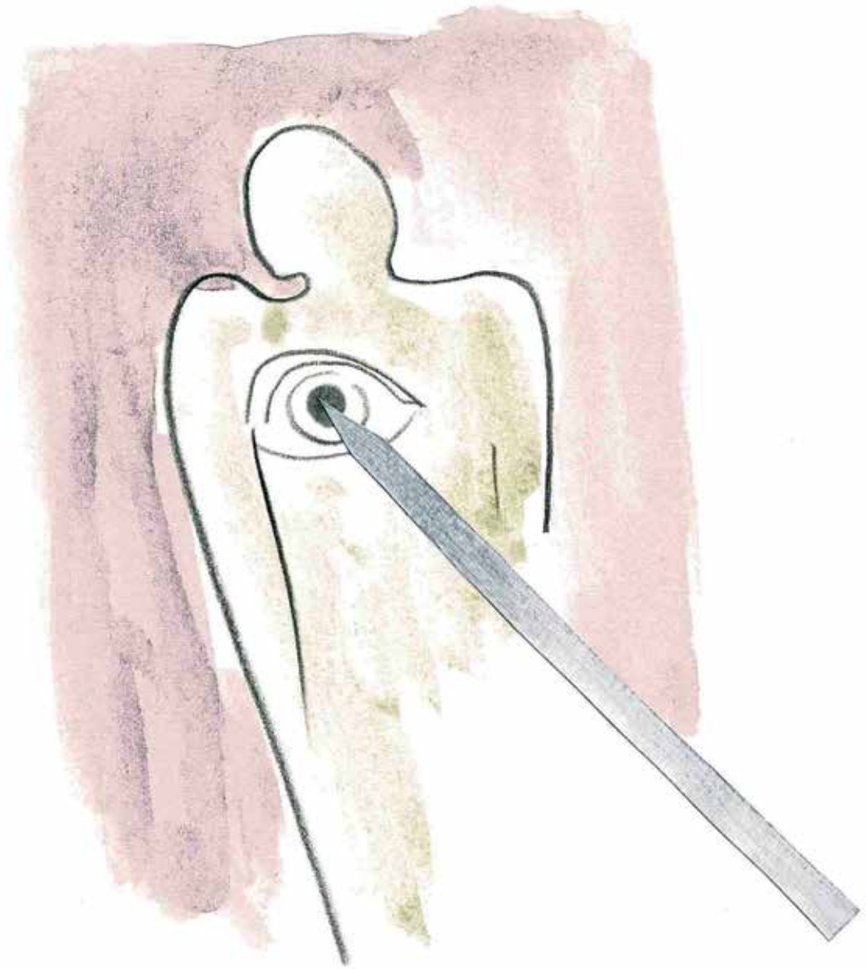
JULIA KNOP
Professorin für Dogmatik, Erfurt

Im jesuitischen Umfeld ist es lieb und vertraut, vom „Fühlen mit der Kirche", dem „sentire cum ecclesia", zu sprechen. Gottes Willen für den eigenen Lebensweg zu entdecken, anzunehmen und biographisch durchzubuchstabieren, wird hier einerseits individuell, andererseits immer auch kirchlich gedacht und entfaltet. Die Kirche ist der soziale und ideelle Kontext der persönlichen Christusnachfolge. Sie eröffnet Möglichkeiten und definiert. Definieren heißt, Möglichkeiten zu begrenzen. Die „Regeln zur kirchlichen Gesinnung", die Ignatius von Loyola seinen *Geistlichen Übungen* angefügt hat, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es ging ihm nicht einfach um Kirche im Großen und Ganzen, darum, dass der Glaube auch eine soziale Komponente hat und Gesinnungsgenossen dazu neigen, sich zu vergemeinschaften. Er hatte vielmehr die bewusst gewählte Einordnung in die institutionell verfasste, vom Papst geleitete Kirche Roms im Sinn. Ihr soll sich der beziehungsweise die Christ(in) gehorsam unterwerfen. Ignatius empfahl, die Sakramente, die Frömmigkeits-, Lebens- und Organisationsformen dieser Kirche sowie ihre rechtlichen Vorgaben im eigenen Leben zu pflegen und zu loben, „um das wahre Fühlen zu erlangen, das wir in der diensttuenden Kirche haben sollen" (*Exerzitienbuch* (EB) 352). Jenseits einer entinstitutionalisierten Spiritualität und diesseits einer frommen Abstraktion von der sichtbaren Kirche sollte ein katholischer Christenmensch die konkrete Wirklichkeit der Kirche als Rahmen seiner Berufung wahrnehmen und bejahen lernen.

Die Problematik einer „kirchlichen Gesinnung"

Wie soll man heute, nach den entscheidenden Jahren 2010 und 2018, nachdem sexualisierte Gewalt und deren Vertuschung durch Kleriker zunächst am Berliner Canisius-Kolleg, dann im gesamten Bereich der deutschen Bischofskonferenz und parallel dazu überall in der Weltkirche öffentlich geworden sind, mit der Empfehlung solch affirmativer Kirchlichkeit umgehen? Wie soll man beispielsweise Ignatius' neunte Regel lesen und ins Heute übersetzen, zu „loben alle Vorschriften der Kirche, stets bereiten Geistes, um Gründe zu ihrer Verteidigung zu finden und in keiner Weise zum Widerstand gegen sie" (EB 361)? Darf man nach der Aufdeckung und beginnenden Analyse des körperlichen, geistlichen und seelischen Missbrauchs durch Kleriker noch bereit sein, im Sinne der zehnten Regel „gutzuheißen und zu loben sowohl die Anordnungen wie die Sitten unserer Oberen", um keine Entrüstung oder Anstoß beim „gemeinen Volk" (EB 362) zu erregen? Darf man heute, in Kenntnis von Ausmaß und Qualität sowie den systemischen Faktoren sexualisierter Gewalt durch Priester, noch eine kirchliche „Kultur des Lobens" als tugendethisches Antidot gegen zynische Kirchenschelte oder lähmende Kirchenmüdigkeit empfehlen? Wo schlägt eine „kirchliche Gesinnung", wo schlägt institutionelle Loyalität um in Verrat der Opfer dieser Kirche? Wo stützt das „Fühlen mit der Kirche" ein ebenso gefährdetes wie gefährliches klerikales System? Wo macht sich mitschuldig, wer Kirche und Kleriker überhöht und sakralisiert?

Man liest die ignatianischen Regeln am Ende des Exerzitienbüchleins heute anders als noch vor wenigen Jahren. Dass sie nicht unverändert durch die Zeiten getragen werden können, sondern jeweils aktualisiert werden müssen, war immer klar. Doch die Ergebnisse der MHG-Studie haben eine Entfremdung vieler Gläubiger von der kirchlichen Institution evoziert, die von anderer Qualität zu sein scheint als der kontinuierliche Bedeutungsverlust der Kirche und der Rückgang ihrer Mitgliederzahlen, der seit langem zu beobachten ist. Kirchliches Grundvertrauen scheint seit 2010 und 2018 im Kern erschüttert zu sein. Vieles, was eine(n) sonst an kirchlichen Gepflogenheiten zwar stören, aber nicht grundlegend verstören konnte, erscheint in einem anderen Licht. Es ist eine Ahnung entstanden, dass im System selbst etwas nicht in Ordnung ist, dass es bei Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt durch Kleriker nicht um prekäre Einzelfälle, sondern um Auswüchse eines in Teilen prekären Systems geht, die sich an vielen Stellen zeigen – mal unscheinbar, dann wieder sehr deutlich, mal so, dass sie eher belustigen, dann wieder so, dass sie einem die Wut in den Bauch treiben. Seit der MHG-Studie ist etwas anders im kirchlichen Grundgefühl vieler Gläubiger. Man will manche Merkwürdigkeit in Mentalität und Habitus mancher Priester, in kommunikativen und organisatorischen Abläufen und im Gottesdienst, nicht mehr weglächeln nach dem Motto: So sind sie halt die Herren, typisch Kirche. Man will die klerikale Selbstdarstellung, das Elitäre, die „mitbrüderliche" Verschworenheit der „hochwürdigsten Herren" nicht mehr nostalgisch verharmlosen. Man will die moralistische Selbstüberhebung einer Institution, deren moralische Integrität so zweifelhaft und deren Doppelbödigkeit so offenkundig geworden sind, nicht mehr stillschweigend akzeptieren. Man ist auch nicht mehr bereit, den allseits gepflegten Standesunterschied in der Kirche mit der biographisch eingeübten Treue eines Pfarrkindes weiter zu stützen.



Zeichnungen: Elke Teuber-S.

Die Erschütterung des kirchlichen Grundvertrauens

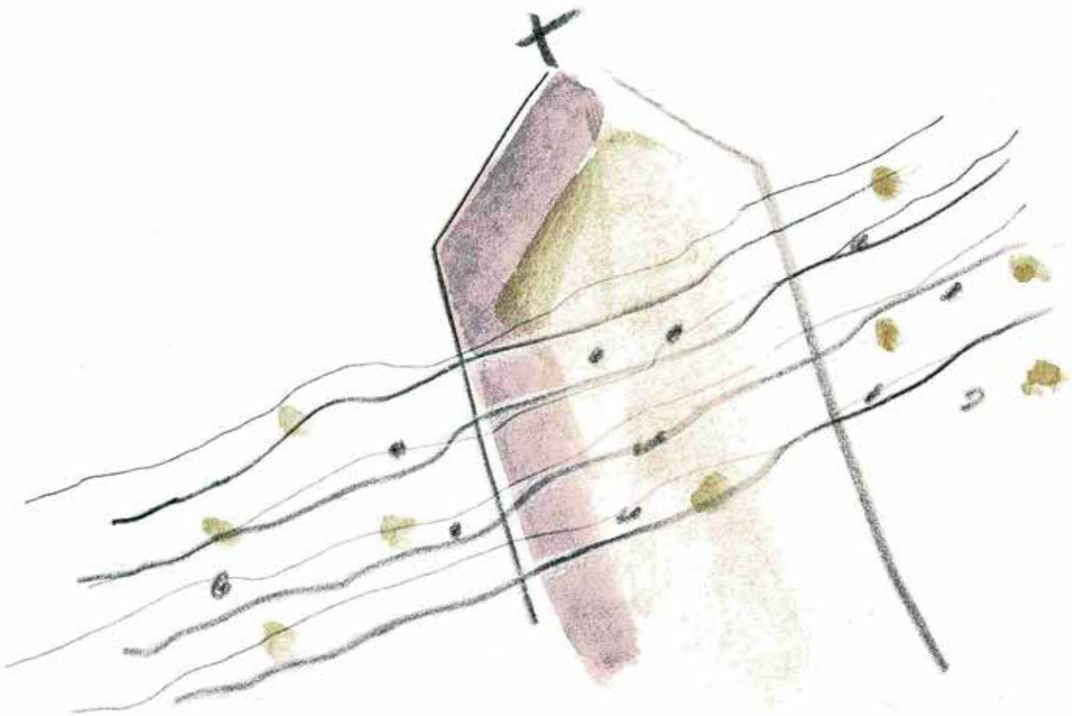
Die Erfahrung einer tiefgreifenden Erschütterung ihrer eigenen Kirchlichkeit machen seit 2018 auch Menschen, die sich zutiefst mit ihrer Kirche verbunden wissen, deren Glaube in dieser Kirche gewachsen ist, die sich privat und manchmal auch beruflich diesem kirchlichen Glauben verschrieben haben. Glaubwürdigkeit und Bindekraft der kirchlichen Institution sind bis in den Kreis der hochaffinen und sogar der hochbetagten Kirchgänger(innen) irritiert. Mehr und mehr Religionslehrer(innen), Theolog(inn)en, hauptamtliche Mitarbeiter(innen) in Seelsorge und Caritas gehen ins innere Exil. Sie nehmen – verwundert, befremdet oder resigniert – noch zur Kenntnis, sich aber kaum mehr zu Herzen, was sie von den Kirchenleitungen sehen und hören. Dass Pastoralreferent(inn)en mit ihrem Eintritt in den Ruhestand ihren Austritt aus der Kirche erklären, ist keine skurrile Seltenheit mehr. Mit der Bewegung Maria 2.0, einer

Initiative engagierter Katholikinnen aus Münster, die binnen kürzester Zeit bundesweit und international vernetzt war, erhielten Erschütterung und Protest von innen ein öffentliches Gesicht.

Ein halbes Jahr nach Veröffentlichung der MHG-Studie fassten die deutschen Bischöfe den Entschluss, gemeinsam mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken einen Weg der kirchlichen Erneuerung zu initiieren, um die offenkundigsten kirchlichen Gravamina zu bearbeiten: Defizite und Dissonanzen im Umgang mit Macht in der Kirche, im Priester- und Frauenbild und in der Sexualmoral. Es ist allerhöchste Zeit, diesen unter Katholik(inn)en seit Jahrzehnten debattierten Themen ein kirchliches Forum und der Kirche die Chance einer echten Entwicklung und Korrektur zu geben. Dieser Prozess, an dem 100 Prozent der Mitglieder des deutschen Episkopats teilnehmen, wird von der breiten Mehrheit der Katholik(inn)en in Deutschland unterstützt, auch wenn, was seine Form angeht, Wünsche offengeblieben sind und viele die Skepsis umtreibt, ob aus freundlichen Worten auch belastbare Reformen werden. Wünsche und Skepsis sind berechtigt. Doch den Synodalen Weg deshalb gar nicht erst zu gehen, wäre kleinmütig. Von einigen anderen wird der Prozess scharf angegriffen und im Wortsinn diskreditiert. Dass Bischöfe zusammen mit „Laien" über Fragen der kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre debattierten, sei unkatholisch und gefährde die Einheit der Kirche. Dogmatische Grundlagen der Kirche und ihres Amtsverständnisses würden beschädigt. Der Weg kirchlicher Selbstkorrektur lasse es an kirchlicher Gesinnung fehlen. Die eigentliche Sendung der Kirche, die Evangelisierung der Völker, werde zugunsten interner Selbstbespiegelung vernachlässigt.

Verschiebung im Verständnis des sensus fidelium

Papst Franziskus hat in seinem Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland (29. Juni 2019) grundsätzlich das Vorhaben des Synodalen Wegs unterstützt und zu einem geistlichen Weg kirchlicher Erneuerung ermutigt. Zugleich mahnte er, ihn in guter Verbindung und Kommunikation mit der Weltkirche zu gehen und sich nicht in Strukturdebatten zu verlieren, welche die Kirche zu einem zwar funktionalen, aber seelenlosen Gebilde machten. Der Synodale Weg müsse schließlich, schreibt er ausdrücklich, in kirchlicher Gesinnung vonstattengehen. Den seit dem Konzil zwar viel beschworenen, aber kaum operationalisierten (con-) sensus fidei fidelium zitiert er in diesem Brief durchweg als sensus ecclesiae: nicht nur als Sinn und Stimme der Kirche (genitivus subiectivus), sondern als kirchlichen Sinn, das heißt als Sinn für die Kirche und ihre Belange (genitivus obiectivus). Ein Papier der Internationalen Theologischen Kommission, des theologischen Referates der Glaubenskongregation, hatte erst 2014 Bedingungen aufgelistet, die erfüllt sein müssten, damit Gespür und Glauben der Gläubigen kirchliche Bedeutung erlangten, der sensus fidei also tatsächlich in der Kirche etwas gelten könnte. Das ist eine markante Verschiebung der mit Lumen Gentium 12 in Erinnerung gerufenen Wahrheitsfähigkeit der Gläubigen aufgrund von Taufe und Firmung. Die Hälfte der sechs genannten Dispositionen definiert die „Kirchlichkeit" der Gläubigen: Dessen/ deren Stimme verdiene in der Kirche Gehör, der/ die aktiv am kirchlichen Leben partizipiere, das kirchliche Lehramt anerkenne und vom Willen zur Auferbauung der Kirche beseelt sei. Zuvor war betont worden, dass das Urteil darüber, ob eines beziehungsweise einer Gläubigen Stimme Resonanz des Heiligen und nicht bloß des Zeitgeistes sei, keineswegs ihm oder ihr selbst zukomme, sondern allein dem kirchlichen Lehramt, das damit seine Aufsichtspflicht wahrnehme.



Ein fragiles Vertrauen

Welche kirchliche Loyalität braucht eine tragfähige kirchliche Selbstkritik und -korrektur? Wer oder was definiert die „Kirchlichkeit" kirchlicher Erneuerung? Sind es nur die Gläubigen, die ihre Kredit-, das heißt Glaubwürdigkeit und Kirchlichkeit nachweisen müssen, oder sind dies auch die Vertreter der Institution? Im Nachgang der ersten Vollversammlung des Synodalen Wegs in Frankfurt am Main wurden insbesondere die kommunikativen Bedingungen der Debatte und der Freimut der Rede gelobt. Bischof wie Schülerin, Pfarrgemeinderat wie Professorin, Ehrenamtlicher wie Expertin erhielten zu gleichen Bedingungen Rederecht. Klarheit, Überzeugungskraft und Authentizität ihrer Worte, nicht ihr kirchlicher Stand oder ihre berufliche Qualifikation, entschieden darüber, ob ihre Rede Relevanz erzeugte. Da konnte es geschehen, dass die empörte Katholikin, die von zutiefst verletzenden Erfahrungen in der Kirche erzählte, mehr Resonanz fand als ein Bischof, der katholische Lehre vortrug. Für viele, die in kirchlichen Berufen arbeiten oder sich als Mitglied oder Berater(in) in kirchlichen Gremien und Kommissionen engagieren, war es eine gute, für manche auch neue Erfahrung: dass sie als Stimme der Kirche (genitivus subiectivus) in der Gemeinschaft dieser Kirche Gehör finden, ohne zuvor ein amtliches Gütesiegel ihrer Katholizität erworben haben zu müssen. Eine solche Erfahrung wird auch jenseits des Synodalen Wegs für viele Gläubige ein wichtiger Faktor sein, dass sie ihrer Kirche (neu) Kredit geben, kirchliche Verbundenheit (neu) aufbauen und ihren Ort in der Gemeinschaft der Gläubigen (neu) finden können. Denn die Erschütterung kirchlichen Grundvertrauens der Gläubigen hat einerseits viel mit verspielter Kreditwürdigkeit der Institution zu tun. Sie hat andererseits mit der Erfahrung zu tun, dass Repräsentanten und Verantwortliche dieser Institution ihnen keinen Glauben schenken und ihre Katholizität, gemeint ist: Rechtgläubigkeit und Loyalität, in Zweifel ziehen. Dabei lehrt doch die Erfahrung so klar, dass Leiden und Empörung an etwas oder jemand im Maß der Liebe und Verbundenheit zu ihm empfunden werden. Wäre ihnen die Kirche egal, würden sich zumindest die Synodalen gewiss nicht so sehr für diesen Prozess engagieren. Sie hätten dieser Kirche, ihren Vertretern und ihren Vollzügen, längst den Kredit gekündigt und sich damit abgefunden, dass deren Schulden nicht beglichen wurden.

Glaube und Vertrauen sind verletzliche Größen. Eine Institution, die dem Gottesglauben so sehr Raum und Gestalt gibt, wie es die Kirche beansprucht, steht in besonderem Maße in der Verantwortung, Vertrauen nicht zu missbrauchen und zu verraten. Dass die Gläubigen „mit der Kirche fühlen", dass sie sich für ihre Belange engagieren und für diese Kirche beanspruchen lassen, kann man nicht dekretieren oder einfordern. Ihre Sympathie wird vielmehr als Resonanz auf geschenktes Vertrauen verständlich; ihr erschüttertes oder zerstörtes Vertrauen als Resonanz auf gefühlten Verrat – an Menschen, die in dieser Kirche zu Opfern wurden, und an Gott, dessen Heil erfahrbar zu machen und glaubhaft zu bezeugen diese Kirche berufen ist.

Bitte einmal ausfüllen!

Jutta Wilhelm-Reichard, Mitarbeiterin am Empfang von Sankt Georgen, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück ... trinke ich Kaffee und höre den Zuspruch

Mit 16 Jahren wollte ich ... unbedingt anders sein als meine Eltern

Christin sein ist für mich ... jeden Tag eine Herausforderung und eine Verpflichtung mit offenen Augen durchs Leben zu gehen.

Zurzeit lese ich ... Der Apfelbaum von Ch. Berkel

Andere schätzen an mir ... meine Gastfreundschaft und meinen Humor, 3 wunderbare Seelsorger.

Mein*e Lieblings~~philosoph~~*in/-theologe*in ... Uta Wolf-Graf, Heinrich Müller, Emikö Somogyi

Wenn ich Päpstin wäre ... würde ich mich sehr wundern, und meine Stelle am Empfang müßte neu besetzt werden

Geld macht mich ... ist für mich ein Tauschmittel

Drei interessante Wörter: Empathie, Alegria, Waldstadion

Kürzlich habe ich mich gefreut über ein tolles Eishockeyspiel mit Regelkunde

Ich vergesse die Zeit, wenn ich ... mit Freunden beim monatlichen Stammtisch bin.

Sankt Georgen ist für mich ... der richtige Ort zur richtigen Zeit und eine große Bereicherung.

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... das Leben genießen.

Lesen in Zeiten der Pandemie

Poesie nach der Pest

III

Das besondere Buch

NICCOLO STEINER SJ
Dozent für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Sankt Georgen

Will man erahnen, wie Pandemie und Lockdown das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zur Welt und zur Religion verändern, lohnt es sich, zu den Klassikern der Pestliteratur zu greifen; sei es Camus' *La Peste* oder Szczypiorskis *Eine Messe für die Stadt Arras*. Man kann sich aber auch gleich dem Altmeister zuwenden: dem Florentiner Humanisten Giovanni Boccaccio (1313–1375). Beneidenswert, wer in diesen Tagen das *Decamerone* neu entdecken kann, glücklich, wer die Zeit für eine Relektüre dieses großartigen Werks findet.

Nicht jede der von sieben jungen Frauen und drei jungen Männern an zehn Tagen erzählten Novellen spricht moderne Leser*innen an oder kann unserem Geschmack und unseren modernen Lesegewohnheiten genügen. Aber als Ganzes sind sie voller Witz, Humor und Ironie, verbunden mit einem tiefgründigen Realismus, wenn es um Mensch und Welt geht. Boccaccio will nicht nur unterhalten, sondern verfolgt als Humanist und Philosoph auch ein pädagogisches Ziel: eine weibliche Philosophie der Frau – ebenso praxisbezogen-realistisch wie poetisch-ästhetisch. An die Stelle der an der Universität gelehrten Ethik der Schulphilosophie und der in der Kirche verkündigten Moral sollte die Poesie als eine Weisheit des Herzens treten. Boccaccio greift in seiner Rahmenhandlung die intellektuelle Skepsis seiner Zeitgenossen auf und projiziert sie in die Zeit nach der Pandemie. Dabei lässt er bewusst offen, was nun die Ursache der Pest gewesen ist, die Florenz 1348 und dann ganz Europa in mehreren Wellen heimsuchte, und die er fast klassisch in all ihren Facetten beschreibt: Ist sie ein Naturereignis oder als Zorn Gottes zu deuten? Wichtiger als die Beantwortung dieser Frage sind ihm ihre Folgen: das Versagen der Eliten – Politiker, Ärzte und Priester – und die Auflösung menschlicher Bindungen. Dort, wo Eheleute ihre sterbenden Partner voller Ekel und Angst verlassen oder Eltern vor ihren erkrankten Kindern fliehen, so konstatiert er nüchtern, handeln selbst die Tiere vernünftiger. Das ist die Hintergrundfolie seiner Sammlung von Novellen.

„An die Stelle der gelehrten Ethik der Schulphilosophie und der in der Kirche verkündigten Moral sollte die Poesie als eine Weisheit des Herzens treten."

Für den Humanisten ist nicht die Pest der Grund für ein sich wandelndes Bild der Welt, die Ursachen dafür liegen tiefer. Sie sind letztlich in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen oder in Neuaufbrüchen in Philosophie und Theologie zu verorten. Die Pest ist hier nur eine Art Katalysator, der Veränderungen komprimiert, beschleunigt und verstärkt. Boccaccio zielt auf eine humanistische Gegengesellschaft, die er in seiner Rahmenhandlung begründet: Die sieben erwähnten jungen Frauen treffen sich in Santa Maria Novella, der großen, prächtigen Kirche der Dominikaner in Florenz, Sitz der Inquisition und eines hochangesehenen universitären Studiums des Predigerordens in der Stadt.

Der Autor hat den Ort nicht von ungefähr gewählt, er symbolisiert die stolze Gelehrsamkeit einer der mächtigsten Institutionen des Abendlandes. Hier wurden philosophische und theologische Antworten auf grundlegende Fragen und Herausforderungen des Menschen gesucht, hier wurde in den Hörsälen die Jugend ausgebildet, logisches Denken eingeübt und die Lehre der Kirche reflektiert, um sie auf der Höhe der Zeit verteidigen zu können. In der Kirche selbst beteten die Ordensmänner, feierten die Messe, hörten Beichte und predigten das Evangelium. Nichts steht für Boccaccio so sehr für das Alte, das in den Tagen der Pest versagt und sich moralisch und intellektuell selbst diskreditiert hat. Er will es nicht durch eine Revolution ersetzen oder ablösen, aber er setzt ihm etwas Neues entgegen.

Nach dem Gebet – „sie hatten aufgehört, ihre Vaterunser zu sagen, und begannen nun, über allerlei Dinge dieser Pestzeit sich zu unterhalten" (I,52) – ergriff Pampinea die Initiative. Noch trafen sich die sieben jungen Frauen in der Kirche, aber ihre Gebete

waren rituell und ohne einen persönlichen Gottesbezug. Es sind nur noch Worte ohne Rückbindung an ihre eigentliche Bedeutung. Keine von ihnen suchte Trost oder Halt in der Kirche oder bei den gelehrten Mönchen. Pampinea – als Frau (!) – wurde ak-

„Boccaccio zielt auf eine ‚humanistische' Gegengesellschaft."

tiv und sprach ihre Geschlechtsgenossinnen an. Man darf durchaus eine gewisse Ironie dahinter vermuten, denn eigentlich sollte die Frau – dem Apostel Paulus folgend (1Kor 14,34) – in der Kirche schweigen. Es ist eine Kirche der Frauen für die Frauen. Die Männer und Amtsträger sind im Chorraum nur noch Staffage und Hintergrundrauschen.

In ihrer Rede schlägt sie die Flucht aufs Land vor, die Hinwendung zum Arkadien der Antike, Symbol einer harmonischen Welt. Dem Hexaemeron als einer Erklärung des göttlichen Sechstagewerkes spätantiker und mittelalterlicher Autoren wird sie dort mit den 100 Novellen des *Decamerone* das Zehntagewerk einer poetisch fundierten neuen Welt(Deutung) entgegensetzen. Ein Spiel Boccaccios mit der – nach Bonaventura – vollkommenen Zahl Zehn und den 100 Gesängen der Divina Commedia seines großen Vorbilds Dante. Symbolisch löst das *Decamerone* damit die Werke der antiken und mittelalterlichen Welterklärung und Weltdeutung ab. In der neuen Welt dominiert die Sichtweise der Frauen, wenn 70 Novellen von Frauen erzählt werden und 30 von Männern. Ist diese Welt in den Augen Boccaccios nur ein intellektueller Kniff oder die ersehnte, nun zum Greifen nahe Utopie?

Boccaccio, Giovanni: Poesie nach der Pest.
Der Anfang des Decameron. Neu übersetzt und erklärt von Kurt Flasch, Mainz 1992 (excerpta classica X).

Boccaccio, Giovanni: Das Decameron.
Hg. Peter Brockmeier, Stuttgart 2017.

Philosophie in der Postkolonie

Ein Gastsemester an der Arrupe Jesuit University in Harare, Simbabwe

HEINRICH WATZKA SJ
Professor für Philosophie, Sankt Georgen

Zu dem weltweiten Netz der Jesuitenuniversitäten zählen Giganten wie die Georgetown University in Washington DC, die Javeriana in Bogotá, die Sophia University in Tokio, aber auch Neugründungen wie die Arrupe Jesuit University in Harare, Simbabwe, die nach Pedro Arrupe, dem charismatischen Generaloberen der Gesellschaft Jesu in den Aufbruchsjahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, benannt ist. Der inhaltliche Schwerpunkt der Arrupe Jesuit University (AJU) ist bis jetzt die Philosophie, was historische Gründe hat. Arrupe College, die Vorgängerinstitution von AJU, wurde 1994 als internationales englischsprachiges „Scholastikat" (Ausbildungszentrum) des Jesuitenordens für den ersten Studienzyklus mit dem Schwerpunkt in Philosophie auf dem afrikanischen Kontinent gegründet. In einem vierjährigen Bachelorprogramm erhalten junge Jesuiten neben Einführungen in Geschichte, Literatur und Humanwissenschaften eine umfassende philosophische Bildung, die selbstverständlich auf den afrikanischen Kontext zugeschnitten ist (meine afrikanischen Kollegen sprachen vom Leben und Lehren in der „Postkolonie", eines von Achille Mbembe geprägten Begriffs). Sie greift aber auch die globalen Wissenschaftstrends auf, weswegen ich als typischer Vertreter der westlichen Philosophie eingeladen wurde, zwei semesterübergreifende Lehrveranstaltungen im Wahlpflichtbereich anzubieten: eine Vorlesung über Analytische Sprachphilosophie und ein Seminar über die Stellung Ludwig Wittgensteins in der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts. Mein Gastsemester an der AJU dauerte von August bis Dezember 2019, für diese Zeit hatte mir meine Hochschule in Frankfurt ein „Forschungsfreisemester" gewährt, in dem ich, um ehrlich zu sein, wenig geforscht, aber mit großer Freude unterrichtet habe. Es war für mich der erste Auslandsaufenthalt auf dem afrikanischen Kontinent und das erste Mal, dass ich einer international zusammengesetzten Studierendenschaft gegenüberstand.

Bis heute bilden männliche Ordensangehörige, in der Mehrzahl Jesuiten aus vielen Ländern Afrikas, das Gros der Studierenden von AJU, doch gibt es ehrgeizige Pläne, die Hochschule weiterzuentwickeln und neben Philosophie internationale akademische Abschlüsse in Ingenieurswissenschaften (Informationstechnologie) und Pädagogik (Transformational Leadership) anzubieten. Mit Unterstützung der Konferenz der Provinzialoberen von Afrika und Madagaskar will Arrupe Jesuit University bis 2030 den Sprung zu einer mittelgroßen internationalen Jesuitenuniversität schaffen und auch für Studierende aus anderen Kontinenten attraktiv sein.

Wer Simbabwe kennt, hat sich auch schon vor der COVID-19-Pandemie die bange Frage gestellt, wie das möglich sein soll. Das Land hat sich infolge gravierender politischer Fehlentwicklungen international isoliert und ist zu einem Pariastaat geworden, der vom wirtschaftlichen Aufschwung der Nachbarländer (Sambia, Botswana, Südafrika, Mosambik) abgeschnitten ist. Seit zwanzig Jahren schrumpft die Wirtschaftsleistung des Landes, die Nahrungsmittelproduktion ist seit der Vertreibung der weißen industriellen Großfarmer in den Jahren 2000 bis 2001 zum Erliegen gekommen, die Infrastruktur zerfällt, die gut ausgebildete Mittelschicht verarmt, Investoren meiden das Land, der ärmere Teil der Bevölkerung leidet unter Ernährungsunsicherheit und medizinischer Mangelversorgung, Schulunterricht fällt aus, Jungakademiker und Fachkräfte verlassen das Land in Richtung Südafrika und USA, Suizide häufen sich, und im Unterschied zum globalen Trend auf dem Kontinent hat Simbabwe seit zwei Jahrzehnten kein Bevölkerungswachstum zu verzeichnen. Auf einer Fläche von 386.000 Quadratkilometer leben 14 Millionen Menschen (zum Vergleich: die Fläche Deutschlands beträgt 349.000 Quadratkilometer). Bei meinen Reisen durch das Land erinnere ich mich immer wieder an das Wort von Cecil Rhodes, des ersten Kolonialherren des bis 1980 nach ihm benannten Landes (Rhodesien): „Der größte Reichtum des Landes ist seine Leere." Simbabwe ist keine Wüste, sondern eine größtenteils fruchtbare Hochebene mit einem angenehmen subtropisch-semiariden Klima, die ein Vielfaches der heutigen Bevölkerung ernähren kann.

Während meines Aufenthalts in Harare habe ich mich immer wieder gefragt, wie es den verantwortlichen Jesuiten und den Angestellten von Arrupe Jesuit University gelingt, einen geordneten Studienbetrieb zu

Fotos: H. Watzka

organisieren. Die kommunale Wasserversorgung ist zusammengebrochen, Wasser kommt aus Bohrlöchern im Garten; Elektrizität aus dem Netz gibt es zwischen 22 und 5 Uhr; wer es sich leisten kann, lässt Dieselgeneratoren laufen oder bezieht den Strom aus eigenen Solaranlagen; nachdem die Regierung eine einheimische Währung eingeführt hat (bis Juni 2019 war der US-Dollar das offizielle Zahlungsmittel), jedoch die Bargeldmenge begrenzt hält, wird weitgehend bargeldlos bezahlt, was durch die Besteuerung jeder Transaktion (auch auf dem Mobiltelefon) dem Staat zusätzliche Einnahmen verschafft; vor den Tankstellen bilden sich kilometerlange Schlangen, weil aufgrund der notorischen Zahlungsschwäche der Regierung zu wenig Mineralöl importiert wird; gegen US-Dollar bekommt man alles in Hülle und Fülle, doch ist der Dollar als Zahlungsmittel illegal. Über die Regierung schimpfen alle. Auf der anderen Seite hat die Regierungspartei Zanu-PF (Zimbabwe African National Union – Patriotic Front), die sich als Alleinerbin des Freiheitskampfs der 1970er Jahre ansieht, noch immer alle Wahlen gewonnen (man möchte nicht wissen, wie) und erachtet jegliche politische Opposition für überflüssig. Ihr unverhohlenes Ziel ist die Einparteienherrschaft. Die Kirche und auch die Jesuiten sind in der Lagebeurteilung gespalten. Die kritischsten Stimmen findet man in der Gruppe der älteren deutschen Jesuiten (Simbabwe war eines unserer Missionsgebiete). Auf der anderen Seite schicken die Angehörigen der politischen Elite ihre Kinder an unsere Schulen. Saint George's und Saint Ignatius College gehören zu den besten Schulen des Landes. Der Gerechtigkeit halber sollte ich erwähnen, dass die Jesuiten Simbabwes auch mehr als zwanzig Schulen für die Kinder ärmerer Schichten betreiben.

Im Angesicht der katastrophalen wirtschaftlichen und politischen Lage leben wir Jesuiten an Arrupe Jesuit University, Lehrende wie Studierende, im Elfenbeinturm. Der gepflegte Campus in unmittelbarer Nähe zur University of Zimbabwe und die acht Kleinkommunitäten, über die sich die Scholastiker und die Professoren verteilen, liegen, wie könnte es anders sein, im ehemals „weißen" Teil der Stadt, in Mount Pleasant, einer der parkartigen Vorstädte von Harare, die den auch heute noch wohlhabenden Norden der Hauptstadt wie ein Hufeisen umschließen. Das heißt nicht, dass die jungen Jesuiten durch ihre Freizeitengagements in den Pfarreien oder caritativen Einrichtungen nicht auch Kontakt mit ärmeren Bevölkerungsschichten hätten, ganz im Gegenteil. Auch werden die Scholastiker nicht auf Händen getragen. Auf ihnen lastet neben dem Studium und dem Apostolat die Verantwortung für das Funktionieren der Kleinkommunitäten, in denen sie mit einem oder zwei „Formatoren", die in der Regel auch Professoren oder Dozenten sind, zusammenleben. Meine Kommunität war Rodriguez House, wo ich mit neun Scholastikern aus acht Ländern (Nigeria, Burundi, Kenia, Tansania, Sambia, Mosambik, Simbabwe, Pakistan) zusammenlebte. Eine Inkulturation in Land und Sprache (Schona) war so nicht möglich, aber wir lernten viel voneinander und diskutierten leidenschaftlich. Die Themen, die wir in Europa für wichtig halten, sexualisierte Gewalt, Kindesmissbrauch, Gender, Klerikalismus, Klimawandel, Artensterben, Bewertung des Islam, nachhaltige Entwicklung, sind auch die Themen der jüngeren Afrikaner. Die Unzufriedenheit mit den lokalen politischen Eliten, nicht nur in Simbabwe, überformt den postkolonialen Diskurs, so dass wir Europäer „fein raus" sind – das war jedenfalls mein Eindruck. Nicht die ehemaligen Kolonialmächte oder der reiche Norden, sondern die eigenen Eliten werden für die Misere verantwortlich gemacht.

Der afrikanische Philosoph Achille Mbembe beschreibt die „Postkolonie" als politisch-sozialen Raum, der von historischen Kontinuitäten geprägt ist, aber nicht minder von einer Vielzahl von Brüchen und Umkehrungen. Eine solche Umkehrung, unter der Simbabwe bis heute leidet, ist die Ablösung der weißen (kolonialen) Minderheitsregierung durch die Armee und die Partei, die das Land als ihr Eigentum ansehen und ausbeuten. Die Menschen in Simbabwe haben eine bessere Zukunft verdient. Vielleicht geschehen noch Wunder, und in zwanzig Jahren ist Simbabwe eines der freiesten und blühendsten Länder Afrikas.

Mir verschlug es die Sprache,
als ich erfahren mußte:
Die Menschen lügen. Alle.
Psalm 116

Gemeinsam tuscheln über mich alle,
die mich hassen, und gegen mich
sinnen sie Böses. […]

Auch mein Freund, dem ich vertraute,
der mein Brot aß,
hat die Ferse gegen mich erhoben.
Psalm 41,9

Herr, du hast mich durchleuchtet
und nun kennst du mich.
Ich kann sitzen oder stehen:
du weißt, wer ich bin
und was ich denke. […]

Du hast mich durch und durch
erkannt und deine Hand auf mich
gelegt.
*Psalm 139 (Übersetzungen
Arnold Stadler; Ps 41: EÜ)*

© francoimage, Adobe Stock

Wie kommt die Doktorarbeit zu den Studierenden?

TOBIAS MÜLLER
Der Student

Es war einmal ein Student, der war auf der Suche nach einem Referatsthema in einem Fachdidaktikseminar zum Thema „Große christliche Erzählungen und Geschichten". Orientierungslos in der Marburger Fakultätsbibliothek wandernd, fiel ihm da ein Buch in die Hände: *Auf den Spuren von Narnia. Eine religiöse Weltgeschichte – eine theologische Auseinandersetzung mit C.S. Lewis' Chroniken von Narnia.* Und da gingen ihm die Augen auf. Dieser Student war ich im Rahmen meines Lehramtsstudiums. Ein Referat darüber, was Literatur über christliche Themen aussagen kann, führte ein paar Jahre später zu meiner Examensarbeit in der Dogmatik über christologische Motive in den *Harry Potter* Romanen. Und auch während meines Referendariats hat mich die Thematik als solche nie losgelassen. Denn Deutschlehrer*innen (wie eigentlich alle, die Literatur unterrichten) wissen – auch wenn Schüler*innen es oft nicht so ganz glauben wollen –, dass sich hinter den Buchstaben, den Stilmitteln und den großen Erzählungen Welten auftun, die ihren Leser*innen etwas sagen wollen.

Zusätzlich mag für jemanden wie mich, der mit Fantasy und Science-Fiction großgeworden ist, der Gedanke alles andere als absurd sein: Phantastische Literatur ist als Genre in der Lage, mit ihrer Sprach- und Bildgewalt eine Welt vor Augen zu malen, die eine empirische, metaphernlose, vereindeutigende Sprache nicht einholen kann.

Jetzt ist ein Thema wie meines („Der Christus hinter den Spiegeln. Phantastische Literatur als Ort christologischer Erkenntnis"), das sich gerade in der Vorbereitung findet, nicht augenscheinlich eines, was gesellschaftsverändernd oder theologietransformierend ist. Man ist erst einmal ein – neudeutsch gesprochen – theologietreibender Nerd, der sich kritische Fragen gefallen lassen muss, wie: „Hat sich das Autor*in XY wirklich gedacht?" (Nicht notwendig, aber darauf kommt es nicht unbedingt an), „Ist das nicht alles Interpretation?" (Ja, klar!), „Das ist doch vollkommene Projektion, was da betrieben wird!" (Oh ja, aber anders, als man denkt), „Raumschiffe und Zauberer*innen gibt es nicht!" (Es geht um des „Pudels Kern" und nicht um den Pudel an sich, um ein phantastisches Werk, Goethes *Faust*, heranzuziehen); „Das ist doch alles nur erfunden!" (Fontanes *Effi Briest* auch…).

Es mag dann an der einen oder anderen Stelle zermürbend sein, sich auf diese Diskussionen einzulassen, aber sie helfen: Sei es bei der Gliederung der Arbeit, dem Exposé, dem Entwurf des ersten Kapitels, um zu sehen, wohin die Reise führen wird. Selten ist den Fragensteller*innen bewusst, wie klug ihre provokante oder kritische Frage eigentlich ist. Oft ging mir der Gedanke durch den Kopf, ich könnte jetzt auch einige Jahre vor Klassen stehen und unterrichten. Den Gang zu Pater Wucherpfennig für die Einschreibung oder zu Pater Vechtel, der sich mit mir auf dieses Wagnis dieser Promotion machen wird, bereue ich dennoch nicht. Höchstens, dass das Thema, für das ich brenne, sich ansiedelt zwischen Fundamentaltheologie, Dogmatik und Literaturwissenschaft: Die Leseliste wird länger und länger. Für mich kommt es aber genau – metaphorisch gesprochen – darauf an: Die Abgabe eines Feuers am Ende, und nicht die ausgebrannte Asche eines für mich nur mittelmäßig interessanten Themas.

KLAUS VECHTEL SJ
Der Moderator

„Kann man das so sagen?", schrieb mein Doktorvater Pater Erhard Kunz öfter als mir lieb war an den Rand der Seiten, die ich ihm während meiner Promotionszeit zur Durchsicht gegeben habe. Es war die schärfste Form von Kritik, die er äußerte. Auf gut Deutsch bedeutete das: Bitte neu schreiben! Seine Fragen und auch das kritische Urteil „Kann man das so sagen" haben mir immer geholfen, die Problemstellungen, mit denen ich mich gerade im Verlauf meiner Doktorarbeit beschäftigte, genauer zu überdenken und präziser zu fassen. Letztlich sehe ich darin meine wichtigste Aufgabe als Moderator: die richtigen Fragen zu stellen. Fragen, die dem Doktoranden/der Doktorandin helfen, das Thema und die Fragestellung präziser zu bestimmen; Fragen, die auf Gesichtspunkte hinweisen, die noch zu berücksichtigen sind. Eine zweite Erfahrung aus meiner eigenen Promotionszeit: Eines Tages sagte mir Pater Kunz beim Gespräch über meine Arbeit, ich solle doch den zweiten „großen" Autor weglassen, den ich eigentlich für mein Thema heranziehen wollte. Gottseidank! Andernfalls hätte ich meine Arbeit wohl nie fertiggestellt. Darin sehe ich eine wichtige Aufgabe als Moderator: bei der Reduktion von Stoff zu helfen. Die Thematik so einzugrenzen, dass sie in einem überschaubaren Zeitrahmen bearbeitet werden kann. Damit verbunden sehe ich auch meine Aufgabe als Moderator, dabei zu helfen, dass Doktoranden ihre potentiellen Leser und Leserinnen erreichen und „mitnehmen". Die Vertiefung in ein Thema hat zur Folge, dass das Geschriebene manchmal sehr „nerdy" wird und kaum noch nachvollziehbar ist. Doktorarbeiten sollen jedoch eine spezielle Fragestellung so darlegen, dass an ihr etwas Allgemeines deutlich wird, das Nicht-Spezialistinnen und Nicht-Spezialisten nachvollziehen können.

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Treue

Aus dem Priesterseminar

PHILLIP FUJAK
Kandidat für die Erzdiözese Berlin

Jedes Semester hat im Priesterseminar ein eigenes Thema, das in Predigten, bei Hausforen, in der Équipe, aber auch im persönlichen Nachdenken eine Rolle spielen soll. So befasste sich die Seminargemeinschaft im Wintersemester 2019/20 mit dem Thema „Treue“.

Wenn man „Treue“ in eine Suchmaschine eingibt, kommt als Definition, dass Treue die Verlässlichkeit eines Akteurs gegenüber einem anderen Menschen oder einer Sache sei. – Aber was ist dann Treue im Leben eines Seminaristen? Treue gegenüber wem oder was? Geht Treue nur in eine Richtung?

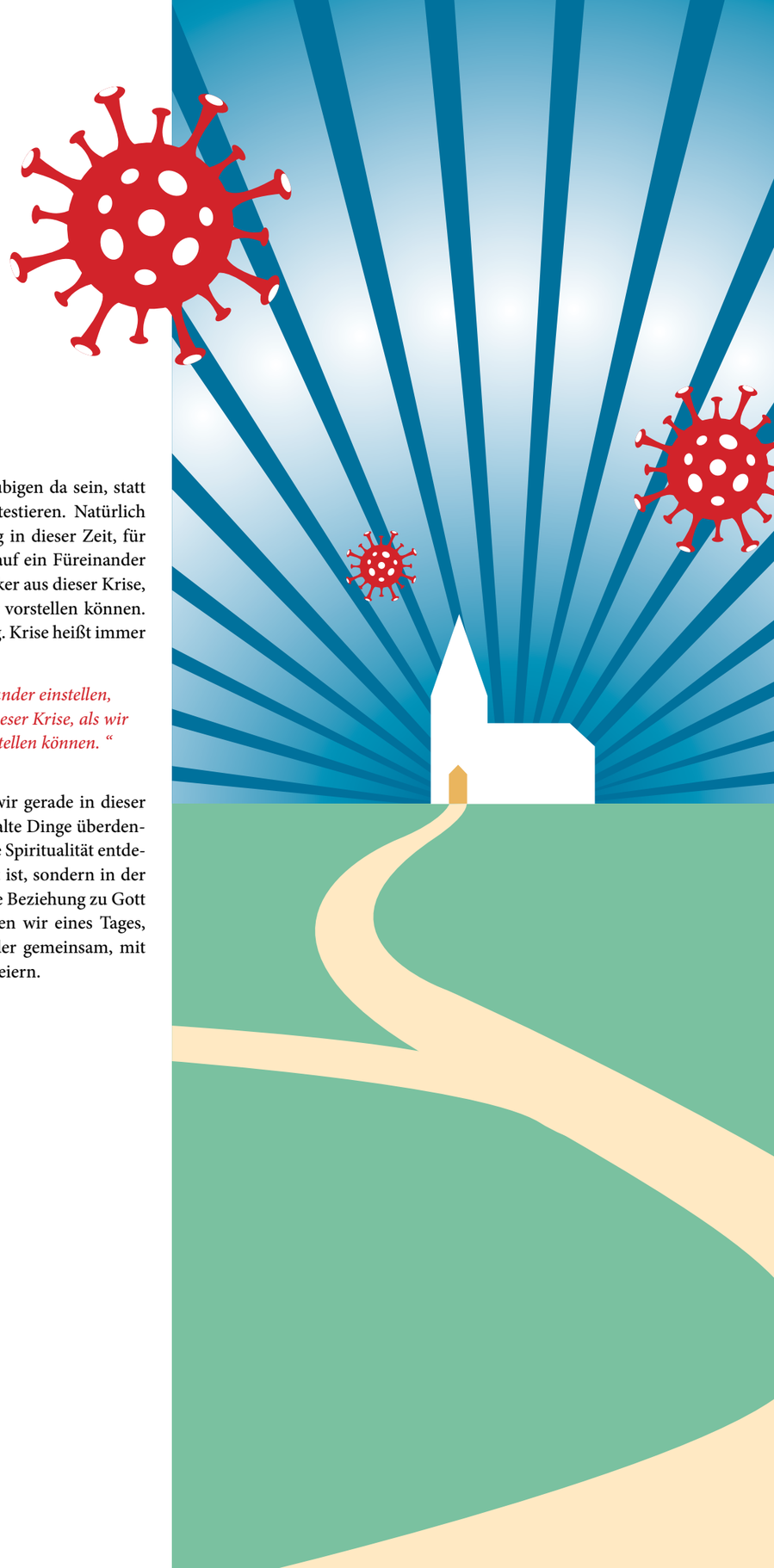
Die Welt um uns herum ändert sich ständig, in den vergangenen Monaten mehr denn je. Was heißt dann aber Treue? Ich denke, Treue heißt in dieser Zeit nicht, sich sklavisch an alles Mögliche zu halten. Heißt nicht, dem „Normalen“ hinterher zu trauern. Heißt aber auch nicht, sich gegen alles zu stellen. Ich finde, Treue sollte eher ein Miteinander sein, auch wenn es vielleicht heute anders aussieht als noch vor kurzem. Vielleicht auch ein Füreinander. Auf jeden Fall kein Gegeneinander. Aktuell kann Treue zur Kirche vielleicht sein, sich eben nicht über so wenig handelnde Bischöfe oder zu rigorose Politiker zu beschweren, sondern zu sehen, wo ich für mich, in der Familie, in meinem engsten Umfeld, treu zur Kirche sein kann, indem ich vielleicht mal statt sonntags zur Messe zu gehen, persönlich ein Gebet spreche. Statt Geld in die Kollekte zu werfen, online spende. Statt ehrenamtlich in der Gemeinde einen Dienst zu tun, daheim „ehrenamtlich“ bin.

„Wir müssen Treue – gerade im kirchlichen Kontext – komplett neu denken.“

Aber zurück hinter die Seminarmauern. Was heißt Treue hier? Treue gegenüber dem Regens? Treue gegenüber dem Bischof? Ich denke, Treue kann hier vielleicht eine neue Form des Sich-Unterstützens sein. Für mich persönlich ist diese Zeit alles andere als einfach, obwohl ich mich im Seminar eigentlich um nichts sorgen muss. Ich habe ein Bett, feste Mahlzeiten, eigentlich fehlt nichts. Aber irgendwie doch – oder vielmehr eben nicht. Ich habe in den Wochen vor Ostern die Erfahrung gemacht, dass es für mich auch ohne tägliche Eucharistiefeier, sogar ohne Eucharistiefeier am Sonntag geht. Ohne all die Äußerlichkeiten im Seminarleben. Heißt das also, dass ich untreu bin oder dass ich in Untreue falle? Ich denke, dass gerade das der Moment der Treue sein kann, der Moment der Verlässlichkeit, der Moment des „Ich kann nicht, aber ich mach´s trotzdem“. Im Moment merke ich selbst, wie sehr jetzt Gemeinschaft gut wäre, wie sehr ich auf ein Sich-Unterstützen vielleicht sogar angewiesen bin. Aber vielleicht ist die größte Unterstützung, gerade jetzt nichts zu überstürzen, gerade jetzt sich von weitem zu unterstützen.

Wir müssen Treue – gerade im kirchlichen Kontext – komplett neu denken. Treue war vielleicht Semesterthema im vergangenen Semester, aber ich denke, nach den Ereignissen der letzten Zeit braucht es dringend ein „Rework“. Wie geht Treue in die andere Richtung? Ich persönlich war geschockt, als der Berliner Senat an einem späten Samstagabend verkündet hat, dass keine Gottesdienste mehr stattfinden dürfen, und ich war nicht allein. Was heißt jetzt Treue der Kirche gegenüber ihren Gläubigen? Vielleicht ist es gerade die Definition aus dem Internet, die hier hilft. Ich denke, dass die Kirche sich auf ihre Mitglieder verlassen kann. Wird die Gemeinde schrumpfen? Vielleicht. Viele Menschen werden die Erfahrung machen, dass es auch ohne Kirche geht. Aber ist eine kleinere Gemeinde etwas Schlechtes? Ich denke nicht, denn diejenigen, die nach dieser Krise wieder in die Kirche kommen werden, werden zunehmend die Treuen sein, die, auf die man sich verlassen kann. Aber sollte die Kirche aktiv etwas tun? Ich denke, die Kirche tut gut daran, hier nicht auf ihr Recht zu pochen, sondern vielleicht Hilfestellung zu leisten, bei all den moralisch schwierigen Fragen dieser Tage. Ich denke, die Kirche sollte hier eine Für- und nicht eine Gegeneinstellung annehmen. Für ihre Gläubigen da sein, statt gegen Kirchschließungen zu protestieren. Natürlich ist das eine völlig neue Erfahrung in dieser Zeit, für alle von uns, aber wenn wir uns auf ein Füreinander einstellen, dann kommen wir stärker aus dieser Krise, als wir uns im Moment vielleicht vorstellen können. Und genau das ist meine Hoffnung. Krise heißt immer auch Chance. Vielleicht können wir gerade in dieser Krise treu sein, indem wir einige alte Dinge überdenken und ganz persönlich eine neue Spiritualität entdecken, die nicht so servicezentriert ist, sondern in der jeder und jede Einzelne eine starke Beziehung zu Gott und zum Nächsten hat. So können wir eines Tages, wenn diese Krise vorbei ist, wieder gemeinsam, mit einer neuen Kraft, Gemeinschaft feiern.

„Wenn wir uns auf ein Füreinander einstellen, dann kommen wir stärker aus dieser Krise, als wir uns im Moment vielleicht vorstellen können. “



Zur Person
Klaus Vechtel SJ ist 1963 in Dormagen geboren. Heute lebt und lehrt er in Sankt Georgen, dort hat er die Professur für Dogmatik und Dogmenhermeneutik inne und ist als Spiritual am Priesterseminar tätig.

Sie immer mit Ihrem Existentialismus!

Pater Vechtel – seine Lehrjahre in Rom und seine Schwäche für Bob Dylan

VANESSA LINDL
Studentin Katholische Theologie & Politikwissenschaft

Pater Vechtel hat ein Faible – für Bob Dylan. Fast jeder in Sankt Georgen weiß das. Bob Dylan ist für ihn der Mann, der die Pop- und Rockmusik „zu etwas Erwachsenem gemacht hat, zu etwas, was über Baby, Baby, Baby hinausgeht". Da wiederum schlägt Vechtels Faszination für Literatur durch, in dem Fall für gute Liedtexte. Sie führte ihn wohl nur folgerichtig zum ersten Musiker, der den Literatur-Nobelpreis erhalten hat. Als „Dylan-Onkel", der nur „nachklampft", was der Meister vorgibt, versteht er sich trotzdem nicht. Es habe sich in „der Band" – sie blieb damals namenlos – angeboten, die Stücke nachzuspielen, „weil die Dinger sind ja oft nur Skizzen, sind vom Musikalischen her oft nicht fertig komponiert". Und gerade darin lag der Reiz.

Für einen Kasten Bier und das Spritgeld trat Pater Vechtel schon während der Schulzeit mit seiner kleinen Band in Dormagen und in der Umgebung auf. Das entsprach „der üblichen Gage". Vechtel ist Autodidakt auf der Gitarre, hat mit Peter Burschs Gitarrenschule („dem Gitarrenlehrer Deutschlands") das Schlagen gelernt. Wie er zur Musik kam? Klaus Vechtel kann es nicht recht sagen. „Ich habe halt gerne Gitarre gespielt." Außerdem war die Musik Türöffner für manchen unkonventionellen, nicht geplanten Kontakt. Es hat eben funktioniert. Nach dem Abitur verstreuten sich die Bandmitglieder in alle Richtungen. Aber es meldeten sich neue Musikerinnen und Musiker als Mitstreiter. In den Semesterferien oder manchmal zwischendurch traf man sich und trat auf – wieder für einen Kasten Bier und das Spritgeld.

Einmal hat er Bob Dylan in Rom live erlebt. Das war in einer Phase, in der dieser „langsam wieder stabiler wurde" und wieder „akustische Sachen" spielte. Denn vorher, in den 1980ern, hat Dylan „nicht mal mehr den Bühneneingang alleine gefunden, war völlig verwirrt und wusste nicht, wie er die Songs machen sollte". Pater Vechtel weiß alles über den singenden Songwriter. Das Konzert in Rom beeindruckte ihn sehr, besonders, weil Dylan keine Erwartungen erfüllte. „Der will Künstler bleiben und schlägt immer wieder einen Haken."

Einen Haken schlug Klaus Vechtel während seiner Zeit in Rom vielleicht nicht, aber eine gehörige Portion Durchhaltevermögen musste er dort aufbringen. Laut und voll kam ihm die Ewige Stadt als Student vor. Die Atmosphäre in der Gregoriana empfand er als „eng, männlich, klerikal". Das kirchliche Rom hatte ein Selbstbewusstsein, das Klaus Vechtel fremd war und es ihm wohl auch blieb. Er war etwa drei Jahre in Rom, von 1985 bis 1988, damals noch als Priesteramtskandidat für das Erzbistum Köln. Das Vordiplom in Katholischer Theologie hatte er zuvor in Bonn gemacht.

Die Zeit am Germanicum

Der gebürtige Rheinländer blieb dennoch in Rom, wo man in jenen Tagen Frauen im Klassenraum vor allem daran erkannte, dass sie einen Schleier trugen, weil sie Ordensschwestern waren. Im dritten Jahr suchte er jedoch nicht nur sprichwörtlich das Weite und dockte an einer kleinen römischen Gemeinde in der Nähe des Justizpalastes, dem Palazzo di Giustizia, an. Dort bei der Piazza Cavour, unweit der evangelischen Fakultät der Waldenser und fußläufig zum Vatikan, lernte er „nochmal ein anderes Rom" kennen. Dort, nur einen Steinwurf vom Tiber entfernt, wo heute nur noch lebt, wer die ins Unendliche gestiegenen Mieten bezahlen kann, verbrachte er so viel Zeit wie möglich. Eine „schöne Sache" war das, erinnert er sich. Er nahm an einer Gruppe für junge Erwachsene teil und spielte sonntags in den Messen Gitarre.

Zudem gab es auch am Germanicum „Menschen, zu denen ich einen guten Draht hatte". Andreas Knapp zum Beispiel, der später zu den kleinen Brüdern des Evangeliums gegangen ist, und Matthias Bender, heute Dompfarrer in Speyer. Sie waren etwas ältere Studienkollegen, schon Priester und sagten: „Das hier wird auch nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird." Das machte ihm Mut, doch nicht ganz verkehrt in Rom zu sein. Nicht zu vergessen Willi Lambert SJ, der damalige Spiritual, er war auch so eine prägende Gestalt. Bei ihm machte er Exerzitien, die „waren spannend, da wurden nochmal ganz andere Bereiche erschlossen vom Gebet und von der Gottesbeziehung". Eine „Vertiefung" nennt er das und war fasziniert von der Weise, „wie Jesuiten auf die Sachen schauen".

Auch im Lehrkörper gab es einprägsame Personen. Zum Beispiel Pater Elmar Salmann, ein Benediktinermönch: „Den fand ich klasse, weil er über dieses verschulte System hinausblickte und einen Horizont eröffnete.“ Salmann war es auch, der ihn einen Existenzialisten nannte: „Sie immer mit Ihrem Existenzialismus!“ Eine Schelte oder ein Kompliment? – Vechtel entschied sich für letzteres, „da fühlte ich mich aber dann geehrt“.

Überhaupt war im Studium der Hang zu existentiellen Fragen inbegriffen, auch wenn ihm theologische Texte eine Distanz erlaubten, die ihm in der Literatur eher schwer fiel. Das war auch schon seinem Deutschlehrer im Gymnasium aufgefallen. Selbiger, den der Professor Vechtel in seinen Lehrveranstaltungen immer wieder erwähnt, zeichnete sich dadurch aus, dass er begeistern konnte, während die Sache mit der Wissensvermittlung eher schief zu gehen schien: „Ich habe immer furchtbare Noten bekommen für alles, was da passierte.“ Heute kann er darüber lachen: „Nie war Leiden schöner.“

Zurück in Deutschland, neu bei den Jesuiten

Zurück in Deutschland, 1988, machte er ein Pastoraljahr in Köln, genauer in Troisdorf bei Siegburg/Bonn. An seinem Ende wusste er: „Es geht nicht um die Frage Gemeinde oder nicht. Ich fand Gemeinde toll und war glücklich.“ Dennoch war da noch etwas anderes, etwas, von dem er heute meint, dass es eine Ebene sei, die man kaum richtig benennen könne. Er hatte „einfach das Gefühl, dass ich einer Frage nachgehen muss, sonst habe ich was verpasst in meinem Leben“. Ausweichen war also keine Option.

Aus Rom hatte er ein Gespräch mit Götz Werner SJ, seinerzeit Rektor im Germanicum, im Gedächtnis behalten. Ihm hatte er anvertraut, dass er überlege, Jesuit zu werden, und dieser hatte ihm geantwortet: „Kommen Sie mir bloß nicht, Sie wollten für das Reich Gottes arbeiten. Wenn Sie sagen, Sie wollen Spaß haben bei uns, dann ist das okay!“ Diese Reaktion des Rektors amüsierte Pater Vechtel, er formuliert es mit seinen Worten „Wenn das was ist, wo du dich wohl fühlst, wo du glücklich sein kannst …“. 1991 trat er ins Noviziat ein.

Seither hat sich nicht nur sein Leben, sondern auch sein Blick auf den Orden verändert. Das Bild der „tollen Hechte“, von dem Franz Meures SJ bisweilen in kritischen Tönen sprach, ist realistischer geworden. „Nochmal ganz massiv“ wurde es durch den Missbrauchsskandal seit 2010 erschüttert, verbunden mit der Erfahrung, dass selbst die Frage „Wie gehen wir damit um?“ ein Ringen innerhalb des Ordens bedeutet und dass es nicht schlechthin einen Konsens gibt. Vielleicht sei das auch ein „unrealistisches Ideal“, sagt Pater Vechtel, denn auch im Orden gebe es „ein Leben mit wahnsinnigen Spannungen“. Und er stellt Fragen: „Wie können wir strukturell und persönlich gute seelsorgerliche Beziehungen leben, sodass die Gefahr zumindest geringer wird, dass es missbräuchlich wird, dass es offener angesprochen, dass transparenter damit umgegangen werden kann“. Das sei früher nicht gewesen.

Nach der ignatianischen Spiritualität gefragt, denkt er lange nach. Auch nach 30 Jahren im Orden eine anspruchsvolle Frage? Jawohl, gerade wenn es um diese großen, verinnerlichten Worte geht, in deren Tradition Klaus Vechtel sich stellt: Gott in allen Dingen suchen. Und das als Gefährte Jesu. Er beschreibt es als „diesen sehr offenen, unterscheidenden Weg, wo ich immer wieder neu gucken kann, ob das so passt“. Unterscheidung der Geister also. Ignatius übte auch deshalb eine Faszination auf ihn aus. „Wie oft er Sachen verändert hat oder verändern musste.“

Spiritual und Dogmatiker

Veränderungen gab es auch für den neugeweihten Klaus Vechtel. Nach Lizenziat – wieder in Rom – und Noviziat kam er 1993 als Subregens und Promovend nach Sankt Georgen. „Natürlich gab es Träume, das in der Lehre zu machen“, erinnert er sich an diese Zeit. Gleichzeitig fiel es ihm schwer, eine so große Arbeit zu strukturieren, weshalb er dachte, dass die wissenschaftliche Laufbahn nach der Promotion dann auch für ihn passé sei.

Mit dem Doktor in der Tasche wurde er in Rom Spiritual. Wieder hat Götz Werner, seinerzeit Provinzial, dazu beigetragen mit einer Frage, „wohin es nach der Promotion gehen könnte.“ Das spiegelt Pater Vechtels Erfahrung wider, dass „man im Orden dauernd gefragt wird, was man machen will“. Er wusste, dass er Freude an der geistlichen Begleitung und an Exerzitien hatte. Schon als Subregens in Sankt Georgen war er damit bewandert und war von einer Schwester aus Engelthal „sozusagen angelernt“ worden. Der Provinzial war erfreut: „Und dann schlug er eben Rom vor.“ Vechtel war überrascht, doch die Stadt am Tiber war in seiner Erinnerung „inzwischen ein bisschen verklärt durch die Zeit in der Gemeinde“, und schließlich hatte er ja doch auch seinen Platz im Germanicum gefunden während seiner Studienzeit. Als er dann wieder dort war, musste er trotzdem schlucken, weil es sich „wieder zeigte, dass das schon etwas Eigenes ist, Rom und das Germanicum“.

Dieses Mal wurden es sieben Jahre. In dieser Zeit las er kein einziges theologisches Fachbuch. Er hat es „nicht mal direkt vermisst“. Die Frage nach dem Platz hinter dem Katheder war für ihn „abgeschlossen“. Doch dann kam wieder die Frage vom Orden: „Kannst du dir vorstellen…?“ Pater Vechtel ging also nach Sankt Georgen.

Gefragt nach dem ersten dogmatischen Buch, das er gelesen habe, nennt er *Der gekreuzigte Gott* von Jürgen Moltmann. Das hatte ihn „richtig geflasht“, hatte so „eine Wucht“ und hat einen „spezifisch christlichen Gottesgedanken vom Kreuz her“ entwickelt. Es folgte die Lektüre von Karl Rahners Werk, aus dem sich seine theologischen Fragen so unvermittelt ergaben: „Was zeichnet den christlichen Gottesgedanken aus? Wie kann man begründet von Gott sprechen?“ Das sind die Fragen, die den Professor Vechtel bis heute umtreiben und faszinieren. Rahner versteht er von der Glaubensbegründung her: „Wie kann ich bei einer relativen Sicherheit von rationalen Argumenten, die ich nicht überspringen kann, diesen Vertrauensakt des Glaubens leisten, der ja zumindest ideell ein absoluter Akt ist?“ Rahner habe verstanden, dass angesichts der Pluralität, in der wir leben, kein philosophisches oder theologisches System mehr greife. Was Vechtel jedoch nicht recht versteht und was er ihn liebend gerne fragen würde, das ist die Sache mit der Logik der existentiellen Erkenntnis. Trotz des meterlangen Werkes habe Rahner das nur angedeutet.

Pater Vechtel lehrt und lebt in Sankt Georgen. Und er macht Musik in „der Band“. „Klaus und die Georgies“ hatte sich irgendwann einmal als deren Name durchgesetzt. Aber eigentlich ist es „die Band“. Das schließe den Bogen zu Bob Dylan, der in den sechziger Jahren anfing, „elektrisch“ mit einer Band zu spielen. Das war auch nur schlicht „The Band“.

Zeichnung: Elke Teuber-S.

Begründet hoffen

Rationale Hoffnung als Thema der analytischen Philosophie

MARTIN HÖHL
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Moraltheologie, Sankt Georgen

1877 veröffentlicht William Clifford unter der Überschrift *The Ethics of Belief* einen berühmten Artikel, mit dem er einer Debatte einen Namen gibt, die heute wieder vermehrt auf philosophisches Interesse stößt. Cliffords zentraler Gedanke lautet: „It is wrong always, everywhere, and for anyone, to believe anything upon insufficient evidence" („Es ist immer, überall und für jeden falsch, etwas auf der Grundlage unzureichender Evidenz anzunehmen"). Damit vertritt er einen erkenntnistheoretischen Evidentialismus. Dieser besagt, dass rationale Akteur*innen für ihre Überzeugungen hinreichende Evidenzen angeben können müssen. Dem stehen sogenannte „Pragmatist*innen" wie William James gegenüber, die dafür argumentieren, dass Überzeugungen auch ohne hinreichende theoretische Evidenz angenommen werden dürfen, nämlich aus praktischen Gründen (das sind beispielsweise Wünsche oder Gefühle). Ein besonders

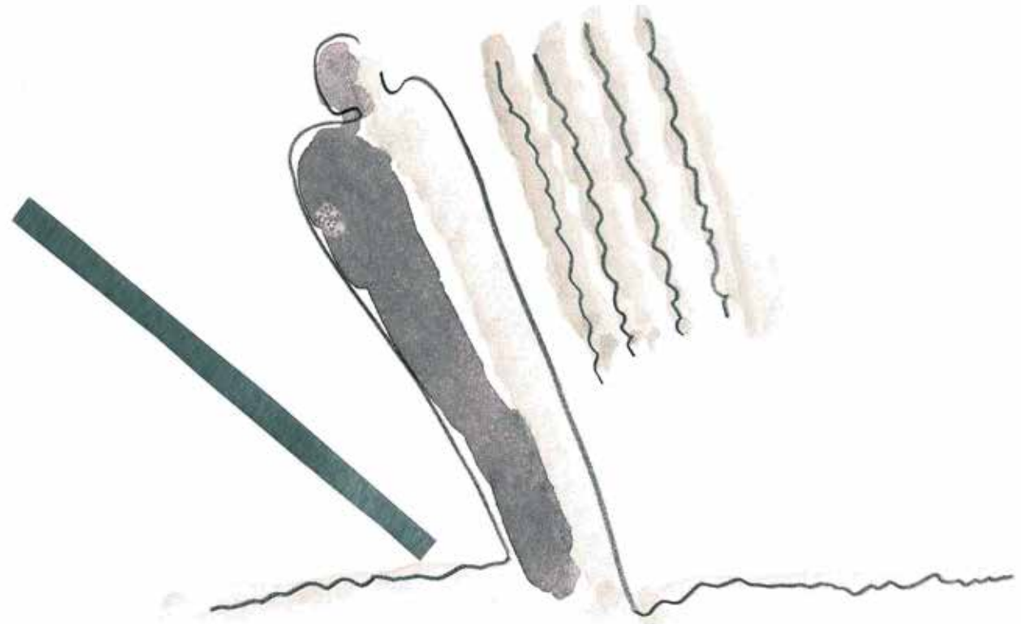
*„Rationale Akteur*innen müssen bereit sein, für ihre mentalen Zustände Gründe zu benennen."*

bekanntes Beispiel für diese zweite Denkform ist die Pascal'sche Wette: Die Existenz Gottes ist für Blaise Pascal weder mit letzter Gewissheit beweisbar noch widerlegbar. Da es aber eschatologische Vorteile habe, an Gott zu glauben, und dabei keine negativen Nebenfolgen aufträten, sondern Menschen sich dadurch sogar moralisch besserten, seien sie gerechtfertigt („justified"), ja aufgefordert, seine Existenz anzunehmen.

Hinter der Debatte steht die Einsicht (und darin sind sich Pragmatist*innen und Evidentialist*innen weitgehend einig), dass rationale Akteur*innen bereit sein müssen, für ihre mentalen Zustände Gründe zu benennen – oder diese Zustände bei entsprechender Kritik aufzugeben. Gefragt wird in der gegenwärtigen Debatte nicht mehr nur nach Wissen oder Glauben („belief"), sondern auch nach den Bedingungen, unter denen andere mentale Zustände rational sind. Untersucht werden so auch Hoffnungen, die in ähnlicher Weise rational oder irrational sein können wie andere mentale Zustände. Wann aber, und das ist der entscheidende Punkt, ist das eine, wann das andere der Fall? Ist jemand, der trotz der geringen Wahrscheinlichkeit auf einen Lottogewinn hofft, irrational? Wie verhält es sich mit einer Aktivistin, die auf Weltfrieden hofft?

Die Standarddefinition in der analytischen Diskussion geht davon aus, dass Hoffnung dann vorliegt, wenn ein Subjekt etwas für möglich hält und es sich wünscht. Der Ausgangspunkt vom Subjekt muss sehr ernstgenommen werden: Es geht nicht darum, eine Hoffnung „an sich" (falls das überhaupt möglich ist) zu beschreiben und zu rechtfertigen. Gefragt wird danach, wann eine bestimmte Person gerechtfertigt ist, eine bestimme Hoffnung zu haben. Dabei ist außerdem zu beachten, dass die meisten Autor*innen mehr oder weniger explizit von sogenannten „fundamentalen Hoffnungen" (beispielweise die Hoffnung auf Heilung einer schweren Krankheit) ausgehen und nicht von oberflächlichen oder alltäglichen (die Hoffnung auf Sonnenschein).

Einige Einwände haben zu einer weiteren Spezifizierung geführt: Hoffnung kann auch dann schon vorliegen, wenn eine Person ein Ereignis nicht für unmöglich hält. Welche Art von Möglichkeit hier jedoch vorausgesetzt werden muss, ist eine zweite, wichtige Frage: Nimmt man nur naturgesetzliche Möglichkeiten als Kandidaten für Rationalität an, scheiden etwa religiöse Hoffnungen auf Wunder oder auf ein Leben nach dem Tod genauso wie (säkulare) Hoffnungen auf Sinnerleben als irrational aus. Entsprechend argumentiert Andrew Chignell in Anlehnung an Kants Postulatenlehre dafür, auch metaphysische Möglichkeiten zu akzeptieren (Adrienne Martin teilt diese Auffassung). Dieser Punkt bleibt jedoch umstritten. Klar ist demgegenüber, dass der Bereich des rein logisch Möglichen zu weit ist. Diese Einschränkung ergibt sich aus dem zweiten Definitionselement von Hoffnung, dem Wunsch. Zum Wünschen gehört nämlich eine, wenn auch nur skizzenhafte, Vorstellbarkeit des Erwünschten. Der Raum logischer Möglichkeiten geht jedoch weit über das Vorstellbare hinaus.



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Dabei muss der erhoffte Zustand nicht unbedingt durch die hoffende Person beeinflussbar sein. Hoffnungen disponieren zwar zu bestimmten Handlungen, in manchen Fällen genügt es jedoch, von einer kontrafaktischen Motivation auszugehen: Wäre etwa eine politische Aktivistin in der Lage, den Hunger in der Welt zu beenden, würde sie es tun. Dass sie das nicht zu leisten vermag, spricht nicht dagegen, dass sie darauf hoffen kann.

Wann sind Hoffnungen nun jedoch rational? Dazu gibt es verschieden Vorschläge: So argumentiert Adrienne Martin in ihrem 2014 erschienenen Buch *How we hope* für eine Erweiterung der Definition von Hoffnung um eine Beurteilungsinstanz für Handlungen („licensing stance"): Während die Einschätzung der

„Eine Hoffnung ist rational, wenn sie keine Evidenz ausblendet und sich in die Zielvorstellungen der betreffenden Person einfügen lässt."

Wahrscheinlichkeit allein theoretischer Evidenz (dies schließt sowohl begriffliche Überlegungen als auch empirische Beobachtungen ein) verpflichtet ist, sind für die Frage, welche Handlungen diese Einschätzung rechtfertigen, auch praktische Gründe relevant. Eine Hoffnung ist demnach rational, wenn sie keine Evidenz ausblendet und sich in die Zielvorstellungen (das „scheme of ends") der betreffenden Person einfügen lässt. So kann es, nach Martin, für schwer kranke Patient*innen entweder geboten sein, sich angemessen auf den Tod vorzubereiten und Abschied zu nehmen oder bis zum Letzten an der Vorstellung einer Genesung festzuhalten. Dabei müssen die entsprechenden Handlungen immer in angemessener Relation zur Wahrscheinlichkeit stehen: Eine sehr geringe Genesungswahrscheinlichkeit kann langfristige Wünsche, die eine Genesung voraussetzen, nicht rationalisieren. Die niedrige Wahrscheinlichkeit alleine schließt aber nicht aus, dass eine bestimmte Person gerechtfertigt ist, an dieser Hoffnung festzuhalten, um daraus motivationale Kraft zu schöpfen. In jedem Fall fordert eine geringe Genesungswahrscheinlichkeit jedoch einen „back-up plan".

Ein zentraler Kritikpunkt an dieser Vorstellung ist die rein zweckrationale Struktur der Rechtfertigungsbedingungen. Deswegen knüpft Miriam Schleifer McCormick an Martin an und stellt den Begriff des „agential flourishing" (übersetzbar mit „positive Entfaltung als handelnde Person" oder Ähnliches) in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen: Eine Hoffnung ist rational, „insofar as it contributes to agential flourishing". Um diese vage Umschreibung konkreter zu machen, führt sie vier Kategorien ein, in denen jeweils „Rationalitätspunkte" gesammelt werden können: Je mehr Punkte, desto rationaler die Hoffnung. Einbezogen werden die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, dessen Bedeutung für die hoffende Person, die Vorteile, die sich aus dem Hoffen selbst ergeben (etwa emotionaler Art), und die Wahrscheinlichkeit, dass die

Hoffnung einen Einfluss auf den erhofften Zustand hat. Letztlich bleibt jedoch auch diese Konzeption sehr willkürlich: Wie werden die Punkte quantifiziert? Heben sich ein schlechter Wert in der einen und ein sehr guter in der anderen Kategorie gegenseitig auf? Wie viele Punkte benötigt man, um sagen zu können, eine Hoffnung sei insgesamt rational?

Einen vielversprechenderen Lösungsvorschlag bieten Claudia Blöser und Titus Stahl: Sie verankern Hoffnung in der praktischen Identität der handelnden Person und stellen hoffnungsvolles Handeln in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen: „Wenn hoffnungsvolles Handeln und Einstellungen einen essentiellen Teil der Identität einer Person darstellen, hat diese Person einen Grund, solche Aktivitäten zu vollziehen“ (Blöser/Stahl 2017). Daraus lässt sich sogar eine schwach normative Forderung erheben: Eine politische Aktivistin soll ihre Hoffnung nicht verlieren (auch wenn der Kampf aussichtslos erscheint). Der Begriff hoffnungsvoller Aktivitäten ist hier weit zu verstehen; er schließt auch positive Emotionen und Vorstellungen mit ein.

Der Vorteil dieses Ansatzes besteht darin, dass Hoffnung nicht instrumentell in einem Zweck-Mittel-Schema gerechtfertigt, sondern in der Person als Ganzer verankert wird – mit all ihren Erfahrungen, Weltbildern und Zielen. Natürlich prägen einzelne Handlungen und Hoffnungen die Person wiederum mit, doch diese werden nicht durch Ziele allein, sondern durch die Identität der Person insgesamt bewertet. Damit ist dieses Konzept weniger willkürlich als dasjenige von Martin und McCormick, aber immer noch dynamisch.

Hoffnungen sind also, so lässt sich zusammenfassend sagen, dann rational, wenn sie zwei Kriterien erfüllen: Zunächst muss ein*e Akteur*in möglichst präzise die Wahrscheinlichkeit des erhofften Zustands vor Augen haben, ohne etwa interessengeleitet diesbezügliche Evidenzen auszublenden. Sodann muss sich die Hoffnung in die praktische Identität, das heißt in die Identität dieser Person, die sich unter anderem aus ihrem Handeln speist, einfügen lassen: Sie darf sich nicht verbiegen, um etwas hoffen zu können, wenn das ihren bisherigen Erfahrungen und Prägungen entgegensteht. Werden beide Punkte berücksichtigt, kann diese Hoffnung sogar Aktivitäten rechtfertigen.

Konkret bedeutet dies für den Fall des Lottospielers: Seine Hoffnung auf den Jackpot ist dann rational, wenn er sich die sehr geringe Gewinnchance vor Augen hält und nicht zu viel mentale Energie darauf verschwendet, sich das Leben mit X Millionen Euro zu imaginieren. Irrational wäre er dann, wenn er nach Abgabe des Lottoscheins seinen Job kündigt und eine kostspielige Weltreise bucht, da die Gewinnwahrscheinlichkeit viel zu niedrig ist, so folgenreiche Handlungen zu rechtfertigen.

Handelt es sich bei der Aktivistin um eine Person, die wirklich tief von dem überzeugt ist, was sie tut, und die nur die Person sein kann, die sie ist, wenn sie auf globale Veränderungen hofft, wäre sie sogar aufgefordert, im Sinne einer „Hoffnung gegen alle Hoffnung“ an ihrem Hoffen und Handeln festzuhalten – trotz der geringen Erfolgsaussicht. Der dynamische Aspekt von Blöser und Stahls Konzept kommt darin

„Die Debatte um rationale Hoffnungen kann eine Gefahr verdeutlichen, nämlich die Gefahr, sich verbissen etwas einzureden, was nicht in Kongruenz zur eigenen Identität und konträr zum bisherigen Handeln, Entscheiden und Fühlen steht.“

zum Tragen, dass die Aktivistin später diese Hoffnung rationalerweise aufgeben kann, beispielsweise, weil sie in ihrem Leben Erfahrungen macht, die ihr das Objekt ihrer Hoffnung als zu ambitioniert, unrealistisch oder gar – entgegen ihrer früheren Auffassung – als nicht erstrebenswert erscheinen lässt. Ob man diese Entwicklung als Zuwachs an Erfahrung oder aber als Desillusionierung versteht, ist eine davon zu unterscheidende, weitergehende Frage.

Durch die stark subjektbezogenen Rechtfertigungsbedingungen liefert die Debatte um rationale Hoffnungen keine objektiven Patentlösungen. Sie kann aber eine Gefahr verdeutlichen, nämlich die Gefahr, sich verbissen etwas einzureden, was nicht in Kongruenz zur eigenen Identität und konträr zum bisherigen Handeln, Entscheiden und Fühlen steht, was letztlich in den Wahn führen kann. Außerdem erhalten durch eine solche pragmatische Rechtfertigungsgrundlage Gefühle und Wünsche ihre eigene epistemische Dignität; sie sind nicht von vornherein als irrational auszuschließen, sondern in Fragen der Rechtfertigung und der Handlungsbegründung von Hoffnungen einzubeziehen. Auch wenn viele Fragen offen bleiben, sind rationale Hoffnungen ein existentiell relevantes und spannendes Thema der zeitgenössischen Philosophie, das zum weiteren Nachdenken und begrifflichen Ringen anregt.

Institut für Weltkirche und Mission

Publikation *Christentum Medial*

In der Reihe *Weltkirche und Mission* ist im Februar eine neue Publikation unter dem Titel *Christentum Medial: Religiöse Kommunikation in digitaler Kultur* erschienen. Dieser Sammelband beschäftigt sich aus interdisziplinärer und weltkirchlicher Perspektive mit der Rolle und Bedeutung von Medialität und Medienwandel im Christentum in Geschichte und Gegenwart. Wie gestaltet sich die Wechselbeziehung zwischen sich wandelnden Medien auf der einen Seite und christlichen Diskursen, Praktiken, Wahrnehmungserfahrungen sowie Vergemeinschaftungsformen auf der anderen Seite? Und wie sind besonders neuere und neueste Entwicklungen im gegenwärtigen digitalen Zeitalter aus missionswissenschaftlicher Perspektive zu beurteilen? Im Fokus stehen sowohl mediale Inszenierungen pentekostaler und neocharismatischer Gestaltnahmen des Christentums als auch die Transformation der kommunikativen Performanz in den etablierten Kirchen. Der Band bietet Anregungen für einen veränderten Blick auf die Pastoral in digitaler Kultur und thematisiert die Notwendigkeit ihrer ethischen Reflexion. Unter den Autoren und Autorinnen finden sich mit Agnes M. Brazal, Peter Horsfield, Antonio Spadaro SJ und Paul Tighe wichtige Vordenker aus Medienwissenschaft, Theologie und Kirche. Der Sammelband dokumentiert zugleich die Beiträge der IWM-Jahrestagung, die im März 2018 in Sankt Georgen stattgefunden hat.

Jahrestagung im Oktober

Das Institut für Weltkirche und Mission kann auf 10 Jahre Forschungs- und Programmarbeit zurückblicken. Aus diesem Anlass findet die nächste IWM-Jahrestagung vom 7. bis 9. Oktober 2020 in Verbindung mit der Jahresakademie des Stipendienprogramms Albertus Magnus statt. Unter dem Titel „Mission als integrale Umkehr“ bietet die Veranstaltung eine Revue der zentralen Forschungsfelder und -projekte des IWM. Das Portfolio des bisherigen Engagements – von der Interkulturalität, über die Migration und Bildung, bis hin zum ganzheitlichen Heilsverständnis – kann den Anspruch der Aktualität erheben, wie die Amazonien-Synode und die darin ausgemachten Brennpunkte in Kirche und Theologie einmal mehr unterstreichen. In den Themen und Projekten werden Situationen der Vulnerabilität in globaler Perspektive als theologische Orte (an)erkannt und im interkulturellen Austausch mit weltkirchlichen Akteurinnen und Akteuren reflektiert.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Religionspädagogische Spiritualität

Spiritualität ist in der Bildungslandschaft in Deutschland in den vergangenen Jahren neu in die Diskussion gekommen – insbesondere unter Religionslehrer*innen. Dabei erscheint Spiritualität als schöpferische Ressource, die es in Aus- und Fortbildung sowie im Schulalltag einzuüben, zu kommunizieren und zu reflektieren gilt.

Bislang existieren dazu erst wenige Erhebungen, so dass wir religionspädagogische Spiritualität empirisch untersucht haben – zum einen quantitativ per Online-Befragung, zum anderen qualitativ in 36 Interviews, die anhand der Grounded Theory ausgewertet wurden. Dabei erweist sich religionspädagogische Spiritualität als existenziell, christlich und kirchlich-sozial geprägt sowie als ein Gestaltungsraum, in dem persönlich erfahrene Transzendenzen mit je eigenem Fluidum erkundet werden können. Unter Fluidum verstehen wir Wirkungen von Transzendenz, die eine Atmosphäre von Geborgenheit, Vertrauen oder Halt schaffen.

In religionspädagogischen Bildungsprozessen vollziehen sich solche Erkundungen und Artikulationen kognitiv und emotional, aktiv und passiv. Aus der faktorenanalytischen Auswertung der Online-Befragung resultieren drei unterschiedliche Verständnisse von Spiritualität: (1) als transzendenzoffene Grundhaltung des Vertrauens, (2) als Aufmerksamkeit sich selbst und anderen gegenüber sowie (3) als religiöse Praxis. Eine lebensrelevante Spiritualität beschreiben und verstehen die Befragten als dynamisch, konsistent, frei und unabhängig sowie als Suche nach einem persönlich geprägten Glauben. Eine ausführliche Dokumentation steht vor der Veröffentlichung.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Ein moralisches Recht auf angemessenen Wohnraum?

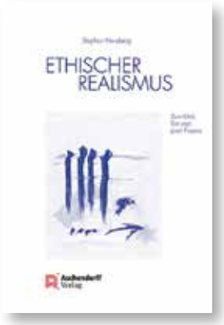
Am Nell-Breuning-Institut werden zur Zeit drittmittelgeförderten Projekte durchgeführt. Vor dem Hintergrund, dass bezahlbarer Wohnraum in Städten zu einem knappen Gut geworden ist, haben das Institut und der Lehrstuhl für Systematische Theologie der Berliner Humboldt-Universität (Prof. Dr. Torsten Meireis) die Arbeit an einem konfessionsübergreifenden Verbundprojekt aufgenommen (Projektbearbeitung: Julian Degan). Da sich die Wohnraumfrage gerade in den Ballungsräumen zuspitzt, ist das Ziel des von der DFG geförderten Forschungsprojekts zu erörtern, ob es ein moralisches Recht auf angemessenen Wohnraum in der Stadt geben kann, was ein solches Recht implizierte und wie es gegebenenfalls zu implementieren wäre.

Mit dem zweiten Forschungsprojekt setzt das NBI seine Kooperationsarbeit mit dem Institut für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster (Prof.in Dr. Marianne Heimbach-Steins) zur sozialethischen Reflexion der Pflegearbeit fort. In dem ebenfalls DFG-finanzierten Projekt „Zukunftsfähige Altenpflege. Sozialethische Reflexionen zu Bedeutung und Organisation personenbezogener Dienstleistungen“ wird eine Kriteriologie ausgearbeitet, wie künftig personenbezogene Dienstleistungen organisiert werden sollen, um quantitativ zureichende und qualitativ hochwertige Pflege(leistungen) sowie gerechte Arbeitsverhältnisse für die Dienstleister*innen zu garantieren (Wissenschaftler im Projekt: Dr. Jonas Hagedorn).
Das jüngste Projekt, „Modelle der Live-In-Pflege. Rechtswissenschaftliche und sozialethische Vorschläge zur Weiterentwicklung einer personenbezogenen Dienstleistung“, führt das Insittut (Projektbearbeitung: Simone Habel) zusammen mit dem arbeitsrechtlichen Lehrstuhl der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder (Prof.in Dr. Eva Kocher) durch. Die häusliche Pflege durch fast ausschließlich weibliche Migrantinnen aus Mittel- und Osteuropa, die in den Haushalten der Pflegebedürftigen nicht nur arbeiten, sondern auch wohnen, ist ein fester Bestandteil des deutschen Pflegesystems geworden. Die rechtliche Situation ist hierbei von Intransparenz und flächendeckenden Gesetzesverstößen geprägt; die Mehrheit der Live-in-Pflege findet in Schwarzarbeit statt. Ziel des von der Hans-Böckler-Stiftung finanzierten Forschungsprojekts ist es, die Organisation von Pflegearbeit in den Modellprojekten einzelner Agenturen und Einrichtungen der Wohlfahrtsverbände auszuwerten, um Entwicklungsperspektiven und politische Gestaltungsvorschläge für diese schwierige „Branche“ zu gewinnen.

Institut für Philosophie (IfP)

Veröffentlichung zum Ethik-Konzept Josef Piepers

In den Zeiten der Corona-Krise zählen wissenschaftliche Tagungen nicht zu den systemrelevanten Unternehmungen. So musste das von Prof. Oliver Wiertz und seinem Mitarbeiter Åke Wahlberg vorbereitete Symposion zur religiösen Vielfalt („Religiöse Wahrheit und Identität in einem pluralistischen Zeitalter“), das am 24. März an unserer Hochschule hätte stattfinden sollen, leider ausfallen. Eine Tagung über das biblische Buch „Hiob und die Dramatik der menschlichen Existenz“ konnte einige Tage vorher noch an der Bistumsakademie Erbacher Hof in Mainz durchgeführt werden. Prof. Oliver Wiertz und Prof. Stephan Herzberg hatten von Seiten unseres Instituts als Mitveranstalter daran teilgenommen und Vorträge gehalten, die veröffentlicht werden sollen.



Von Stephan Herzberg wird in Kürze eine kleine monographische Abhandlung zum Ethik-Konzept Josef Piepers mit dem Titel *Ethischer Realismus* bei Aschendorff in Münster erscheinen. Professor Herzberg ist auch Mitveranstalter des angesehenen Workshops Ethik, der als jährlich tagendes Diskussionsforum interessierte Bürgerinnen und Bürger mit Nachwuchswissenschaftler(innen) über grundlegende Fragen von Moral, Gesellschaft und Politik ins Gespräch bringt. Der 19. Workshop Ethik zum Thema „Gründe, Geltung und Gewissheit. Ethische Kompetenzen und die Güte moralischer Urteile“ fand vom 11. bis 13. März in Schmitten-Arnoldshain statt.
Der von Prof. Stephan Herzberg und Prof. Heinrich Watzka SJ herausgegebene Sammelband zum *Transhumanismus. Über die Grenzen technischer Selbstverbesserung* steht vor der Fertigstellung und wird in der Jahresmitte in der Reihe Humanprojekt im Verlag De Gruyter (Berlin) erscheinen.

Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog

Fachtagung des Grillmeier-Instituts im Oktober

Ungeachtet der Einschränkungen, die durch die Eindämmung der Corona-Pandemie notwendig sind, hält das Grillmeier-Institut bis auf weiteres daran fest, am 8. bis 10. Oktober seine erste größere Tagung in Sankt Georgen zu veranstalten. Das Tagungsthema lautet: *Glaube zwischen Dogma und Erfahrung*. Fachvorträge und Diskussionen setzen bei der Beobachtung an, dass die Glaubwürdigkeit religiös fundierter Argumente gegenwärtig häufig auf persönliche Authentizität und unmittelbare Erfahrung zurückgeführt wird. Diese Auffassung steht offenkundig in Spannung zu einem christlichen Offenbarungs- und Überlieferungsverständnis, für das der normative Rückbezug auf fundierende Texte konstitutiv ist. Auch in anderen Religionen entsteht Normativität aus einem komplexen Zusammenspiel von spiritueller Erfahrung, geschichtlicher Offenbarung und überlieferten Texten. Der Vergleich mit Judentum, Islam und Buddhismus lässt die Besonderheiten einer christlichen Verhältnisbestimmung von Dogma und Erfahrung hervortreten. Ein detailliertes Tagungsprogramm ist auf der Homepage des Grillmeier-Instituts verfügbar:
www.sankt-georgen.de/institute/alois-kardinal-grillmeier-institut/tagung-2020/.

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05

Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:

Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr

Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M.-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr

Zuhören | Beraten | Helfen

Bin ich dieser? Als Jesuit in Taiwan

Ein Sprachschüler in Taiwan brennt dafür, Chinesisch zu lernen.
Doch woher kommt das Feuer?

Feuer für das Wort

Jedes Wort ist kostbar. Ein neues Wort verändert die nächste Begegnung. Es gibt eine Mitteilung mehr, die ich machen kann. Und andersherum: In der Begegnung wird aus der Karteikarte ein Wort.

Ich merke es sofort, wenn ich ein neues Wort zum ersten Mal „in real life“ einsetze. Manche Wörter sind „Liebe auf den ersten Blick“: Ich treffe sie im Lehrbuch und weiß: Endlich! Dieses Wort hat mir lange gefehlt. Andere Wörter kann ich gar nicht anders als vergessen. Welche innere Blockade hält mich von ihnen ab?

In der ersten Phase des eigenständigen Formulierens gab es Worte, die ich dringend brauchte, um mich ausdrücken zu können. Das sind wohl bei jedem andere. Bei mir waren es solche, die ein Maß anzeigen: manche versus einige; sollen versus wollen; möglich versus notwendig. Und solche, die Aussagen miteinander in Beziehung setzen: deswegen, wenn, weil... Jeglichen Ausdrucks beraubt zu sein, legt die notwendigen Grundmauern des eigenen sprachlichen Gebäudes und damit wohl auch des eigenen Denkens und Zugehens auf die Wirklichkeit frei. Ein Maß in Dingen und Beziehung zwischen ihnen zu sehen, gehört vielleicht zu meinen Grundfesten. Ohne welche Worte willst Du nichts sagen?

Das Feuer für das Sprachelernen ist zunächst ein Feuer für das Wort und somit auch eine religiöse Erfahrung (vergleiche Joh 1).

Chinesisches Feuer

Mein Brennen hat aber auch etwas mit dem Chinesischen zu tun. Die Schriftzeichen sind der Wahnsinn. Manchmal machen sie ganz erstaunliche Aussagen über das, was sie bezeichnen. Beispiel „Jesus Christus“: 耶穌基督. Bei der Übertragung eines Namens werden Zeichen gewählt, deren Aussprache dem Originalklang nahekommt und deren Grundbedeutung dem Bezeichneten zumindest nicht zuwiderläuft. 耶 (YE) ist ein Fragewort. Vermutlich stellt keine Person in der Bibel so viele Fragen wie Jesus, in den Evangelien sind es weit mehr als hundert. Jesus ist die Frage Gottes an den Menschen. 穌 (SU) ist als Zeichen zusammengesetzt aus dem für Reis und dem für Fisch – das Markenzeichen Jesu, inkulturiert. 基 (JI) bedeutet Fundament und 督 (DU) Führung von oben. Was ist noch hinzuzufügen zu dieser Charakterisierung Jesu?

Auch mir wurde ein chinesischer Name gegeben. Meist höre ich ihn als Ruf, manchmal aber dringt durch den Namen die darin liegende Benennung durch. Dann begegne ich ihr mit Erstaunen. Bin ich dieser?

Es gibt auch Frustration. Wenig zu verstehen und wenig zu sagen führt schnell dazu, wenig zu zählen. Mir hilft die Enge, um ungeahnte Freiheitsräume aufzuspüren. Und auch Frust kann Feuer nähren.

Als Ausländer und Deutscher in Taiwan

Die wundervolle Offenheit von Taiwanern und Taiwanerinnen gegenüber westlichen Ausländern mag einen Hintergrund haben. Sowohl China (offiziell Volksrepublik China) als auch Taiwan (offiziell Republik China) beanspruchen, die legitimie Regierung Gesamtchinas zu sein. Beide Regierungen bestehen deswegen in internationalen Beziehungen auf der Ein-China-Politik: Wer das je andere China anerkennt, widerspricht dem eigenen Anspruch, Gesamtchina zu repräsentieren. Taiwan hat heute praktisch keinerlei politische Anerkennung. Ausgerechnet der Vatikan ist eines der wenigen Länder, das mit Taiwan diplomatisch in Verbindung steht – und dies bei der unendlich komplizierten Situation der katholischen Kirche in Festlandchina. Die Präsenz von Ausländern nährt die Hoffnung, im Ringen mit der Volksrepublik China nicht unterzugehen. Dies ist vielleicht eine Unsicherheit, die heute die ganze Welt betrifft und in Taiwan nur allzu deutlich ausgelebt ist: Was bedeutet die VR China für uns und welche Position nehmen wir in dieser Zeit ein, die eine Epoche Chinas sein kann, eindrucksvoll eingeläutet durch die Corona-Pandemie?

Erstaunlich ist die Begegnung von Ausländern untereinander. Es gibt nur wenige, wir fallen uns sofort gegenseitig auf. Aber wir tun, als gäbe es den anderen nicht. Auf der Straße laufen wir aneinander vorbei, schauen gezielt weg. Warum? Vielleicht so: Die Begegnung mit dem offensichtlich Gleichartigen verdeutlicht mir meine Fremdheit. Wir gehören zusammen, also gehöre ich hier nicht dazu. Weil das schmerzt, schaue ich nicht hin. Ist dies ein Phänomen, mit dem Minoritäten umgehen müssen? Gemeinsam Minorität zu sein, muss noch nicht einen. Ob es Flüchtlingen in Europa auch so ergeht?

In Taiwan werde ich als Deutscher wahrgenommen. Taiwaner sind überzeugt, dass ich zu Hause quasi allabendlich Schweinshaxe esse, Bier trinke und dann mit einem teuren Auto über die Autobahn rase. Auf tieferer Ebene: Deutschland gilt als das Japan Europas, nicht nur, aber auch, weil beide ihre Kontinente mit Krieg überzogen haben. Der Unterschied sei, dass Deutschland danach um Entschuldigung gebeten habe. Die noch wichtigere Geschichtsepoche ist die Wiedervereinigung. Deutschland steht für die Überwindung des Kommunismus und damit für Freiheit gegenüber China.

Als Christ und Jesuit in Taiwan

Weniger als ein Prozent der Bevölkerung sind Christen. Die katholische Kirche hat in den Fünfzigern einen Boom erlebt, weil die vom Festland vertriebenen Kräfte großteils nach Taiwan flohen. Die damals geschaffenen Strukturen sind heute unverhältnismäßig. Zu viele Diözesen, zu viele Kirchenbauten, Gemeinden und Zentren, dabei fast nur ausländische Priester. Die Kirche teilt mit der Gesamtgesellschaft Taiwans eine Neuorientierung: Wie geht es nun nach der Generation der aus China Vertriebenen weiter? Ein Teil des Erbes der aus China nach Taiwan vertriebenen Missionare ist eine stark priesterlich orientierte Kirche. Aktuelles Beispiel: In der Coronazeit werden unzählige Messen online übertragen, aber die Chance, andere gemeinschaftliche Formen des Betens zu entdecken, wird nicht genutzt. Marienfrömmigkeit hat sich, auch in Abgrenzung zu den mehrheitlich nichtkatholischen Christen, zum Markenzeichen der Katholiken entwickelt. Kürzlich zeigte eine Bäckerin mir ihre buddhistische Gebetsecke im Verkaufsraum. „Und ihr seid doch die mit Maria, oder?“ Sie brenne gerne Räucherstäbchen ab, aber sie merke, dass der Geruch von Brot dem Geschäft mehr diene als der Geruch des Gebets. Mir kommt die Versuchungsgeschichte Jesu in den Sinn. Wir stehen vor der gleichen Herausforderung.

Der Jesuitenorden wirkt hauptsächlich durch mehrere Kirchengemeinden und durch das in Taipei aufgebaute Flaggschiff der Fu Jen Universität, die einen gesellschaftlichen Beitrag in Taiwan und einen kirchlichen für den asiatischen Raum leistet, auch für Festlandchina. Taiwanischstämmige Jesuiten gibt es fast nicht, dafür aber den großen Reichtum von Jesuiten aus aller Welt. Noch gibt es einige Jesuiten, die die Vertreibung aus China erlebt haben. Der älteste Jesuit in meiner Kommunität ist 103 Jahre alt. Nach allem, was rekonstruiert werden kann, ist er bis heute der letzte Ausländer, der in Festlandchina zum Priester geweiht wurde. Zwei andere haben je mehr als 20 Jahre im Gefängnis und Arbeitslager verbracht, studierten danach Theologie und wurden mit über 60 Jahren zum Priester geweiht. Bewegende Biographien!

Als Europäer mache ich unter asiatischen Jesuiten die Erfahrung, mit manchen Verhaltensweisen nicht gut anzukommen. Dabei sind dies gerade solche, die ich als „ignatianisch antrainiert“ betrachte, zum Beispiel der Bereich offene Kommunikation, correctio fraterna, schlichte Klarheit in Wahrnehmung und Sprache. So übe ich mich in der vielleicht ignatianischeren Haltung, die Realität noch besser zu finden als das Ideal.

Dieses Schreiben beende ich am Vorabend meiner Exerzitien. Am Nachmittag gibt es vorher noch eine Zoom-Konferenz von Kommunität und Provinzial, der vor der gewaltigen Aufgabe steht, Hongkong, Macau, Taiwan und Festlandchina als eine gemeinsame Provinz zu leiten. Den morgigen Tag werde ich mit einem Abstecher ans Meer beginnen. China ist so nahe, dass ich manchmal hoffe, bei gutem Wetter die Küste zu sehen.

Rhein-Main-Exegesetreffen

Am 16. November 2019 hat in den Räumen der Hochschule das 147. Rhein-Main-Exegese Treffen stattgefunden, zu dem katholische und evangelische Alt- und Neutestamentler von Marburg bis Tübingen seit fast 50 Jahren dreimal jährlich zusammenkommen. Dr. Johannes Bremer, Bochum, referierte über das Thema „Landkonzeptionen im Spannungsfeld zwischen Penta- und Hexateuchexegese. Ein ‚weit-reichender' Beitrag aus hexateuchischer Perspektive".

Alt-Sankt-Georgener zum Bischof geweiht

Augustine Ndubueze Echema wurde von Papst Franziskus am 28. Dezember 2019 zum Bischof von Aba in Nigeria ernannt. Er hat in Sankt Georgen von 1989 bis 1994 sein Promotionsstudium absolviert und eine Dissertation zum Thema *Corporate Personality in Traditional Igbo Society and the Sacrament of Reconciliation* verfasst.

Prof. Thomas Meckel zum Rektor ernannt

Mit dem Schreiben vom 29. April 2020 hat der Großkanzler unserer Hochschule und Generalobere der Gesellschaft Jesu, P. Arturo Sosa SJ, Prof. Thomas Meckel zum Rektor der Hochschule ernannt. Vorangegangen war die Wahl von Prof. Thomas Meckel zum Rektor und von Prof. Klaus Vechtel SJ zum Prorektor durch die Hochschulkonferenz am 7. Februar 2020. Die Amtszeiten beginnen am 1. Oktober 2020 und enden am 30. September 2022. In seinem Schreiben wünscht der Großkanzler der Hochschule dem neuen Rektor wie dem neuen Prorektor Glück und Segen für ihr zukünftiges Amt.

Dr. Timo Güzelmansur Berater im Päpstlichen Rat für Interreligiösen Dialog

Papst Franziskus hat Dr. Timo Güzelmansur, den Geschäftsführer der Christlich-Islamischen Begegnungs- und Dokumentationsstelle (CIBEDO), am 14. Februar 2020 für eine Dauer von fünf Jahren zum Berater der Kommission für die Beziehungen zu den Muslimen am Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID) ernannt.

Akademie zu Ehren des Hl. Thomas von Aquin am Vorabend des Synodalen Weges

„Kritische Zeitgenossenschaft" – diese Eigenschaft bescheinigte der Limburger Bischof Georg Bätzing dem heiligen Thomas von Aquin in seiner Predigt am 29. Januar 2020 anlässlich der alljährlichen Thomas-Akademie. Am Vorabend der Eröffnung des Synodalen Weges im Frankfurter Bartholomäus-Dom sei diese Eigenschaft ein Vorbild für alle, die sich in Deutschland um die Zukunft der Katholischen Kirche sorgen. Doch auch einer kirchlichen Hochschule stehe diese Eigenschaft gut an, denn „kritische Zeitgenossenschaft" sei ein wesentliches Kennzeichen guter Theologie. Dies bedeute nicht, dass Theologie und Kirche immer schon genau wüssten, wie von Gott zu reden und in der Welt zu handeln sei. Schon bei Thomas von Aquin sei diesbezüglich eine kluge Zurückhaltung – der Bischof sprach von „Vorbehaltlichkeit" – zu spüren. Denn Gott sei immer größer als alles, was Menschen über ihn zu denken imstande sind.

Bei der Eucharistiefeier in der vollbesetzten Seminarkirche von Sankt Georgen wirkten neben dem Bischof von Limburg auch die Bischöfe von Osnabrück, Franz-Josef Bode, und Hildesheim, Heiner Wilmer, sowie der Provinzial der deutschen Jesuiten, Johannes Siebner SJ, mit. Der vor einem Jahr geweihte Hildesheimer Bischof hielt im Anschluss an die Messe auch den Festvortrag der Thomas-Akademie. Der Frage „Wie geht Gott?" spürte er nach, indem er sich an der biblischen Figur des Moses orientierte. Diesen zeichne, so Wilmer, eine gegenüber Gott durchaus rebellische Natur aus – so sei Mose dem göttlichen Auftrag, das Volk Israel aus Ägypten herauszuführen, keineswegs umstandslos gefolgt. Trotz aller Widerstände habe sich Mose letzten Endes auch deshalb als eine gute Führungsgestalt erwiesen, weil er auf das Wort und den Dialog gesetzt habe. Nicht zuletzt für den Synodalen Weg könne Mose deshalb ein Vorbild sein. Wilmer schloss seinen Vortrag mit dem Appell, bei der Erneuerung von Theologie und Kirche die jüdischen Wurzeln des Christentums stärker zur Geltung zu bringen.

Dass der festliche Abend durch das Jerusalem-Duo (Harfe und Saxophon) einen Akzent erhielt, der musikalische Traditionen des Judentums zum Klingen brachte, war vor diesem Hintergrund nur stimmig. Zahlreiche Repräsentanten aus Kirche, Hochschule, Gesellschaft und Politik nutzten die anschließenden Begegnungen für intensive Gespräche, in deren Mitte nicht selten der anstehende Synodale Weg stand.

Zuerst „faste(i)nimpuls", dann „osterimpuls" auf Instagram

In diesen bewegten Zeiten gibt es auch viele Lichtblicke und Initiativen. Weil ein direkter Kontakt miteinander in Sankt Georgen aufgrund des Corona-Virus seit Mitte März praktisch nicht mehr möglich war, haben Studierende der Hochschule die Instagram-Page faste(i)nimpuls gegründet. faste(i)nimpuls war aus dem Anliegen entstanden, gemeinsam die Fastenzeit auf Ostern hin zu gestalten – trotz der weitreichenden Einschränkungen, die es unmöglich machten, dies am gleichen Ort zu tun. Faste(i)nimpuls sendete bis zum 1. Mai tägliche Impulse, die aus dem Umfeld Sankt Georgens stammten. Darin sollten die verschiedenen Gruppen in Sankt Georgen zu Wort kommen. So sollte eine Gebetsgemeinschaft entstehen, die auch zum Austausch untereinander anregt.

Lehrstuhl für Pastoraltheologie kooperiert mit CONTOC (Churches Online in Times of Corona)

Vom 25. Mai 2020 an startet schrittweise eine länder- und konfessionsübergreifende Umfrage unter Seelsorger*innen der Diözesen und Landeskirchen. In diesem aktuellen Forschungsprojekt geht es um die Erfahrungen während der COVID-19-Pandemie in der Gemeindepastoral, in Fragen von Gottesdiensten, Verkündigung, diakonalen Projekten und Rollenverständnis der Berufsgruppen.

In Deutschland wird die CONTOC-Studie von Dr. Viera Pirker (Universität Gießen), Prof. Ilona Nord (Universität Würzburg) und JProf. Dr. Wolfgang Beck (PTH Sankt Georgen) koordiniert.

Zusammenführung der *Zeitschrift für katholische Theologie* und der *Zeitschrift Theologie und Philosophie* zu einem Online-Journal *ZTP*

Von 2021 an werden die beiden renommierten Fachzeitschriften *Zeitschrift für katholische Theologie* (ZKTh) und *Theologie und Philosophie* (ThPh) vereinigt und unter dem Titel *Zeitschrift für Theologie und Philosophie* (ZTP) weitergeführt. Anlass für diesen Schritt ist der Zusammenschluss mehrerer Jesuitenprovinzen zur Zentraleuropäischen Provinz am 27. April 2021.

Die *ZTP* ist ein gemeinsames Projekt der drei von Jesuiten getragenen oder mitgetragenen akademischen Einrichtungen im deutschsprachigen Raum: der Hochschule für Philosophie in München, der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main sowie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck. Die Schriftleitung ist mit Alexander Löffler SJ (Theologie/Frankfurt) und Bruno Niederbacher SJ (Philosophie/Innsbruck) interdisziplinär besetzt. Zum länder- und fächerübergreifenden Redaktionsteam gehören außerdem Godehard Brüntrup SJ, Boris Repschinski SJ, Georg Sans SJ und Oliver J. Wiertz. Im Editorial Board stehen der sechsköpfigen Redaktion ausgewiesene nationale und internationale wissenschaftliche Expert*innen der Systematischen Theologie und Philosophie mit ihrem Rat zur Seite.

Durch exzellente und originelle deutsch- oder englischsprachige wissenschaftliche Abhandlungen und Buchbesprechungen will die *ZTP* in jesuitischer Tradition die Forschung in Theologie und Philosophie durch systematische Studien fördern und darüber hinaus auch ein Forum für die konkrete Begegnung von Theologie und Philosophie sein. Ein entsprechendes Begutachtungsverfahren (Blind Peer Review) garantiert, dass die Beiträge höchste wissenschaftliche Standards erfüllen und im Web of Science präsent sind. Beginnend mit Jahrgang 143 wird die *ZTP* von 2021 an sowohl im Online- als auch im Print-Format zugänglich sein.

Textangebote können schon jetzt in Form von wissenschaftlichen Abhandlungen oder Buchbesprechungen unter https://ztp.jesuiten.org zur Begutachtung eingereicht werden.

Vorankündigungen

Das Grillmeier-Institut lädt zu einer ersten größeren Tagung vom 8. bis 10. Oktober 2020 in die PTH Sankt Georgen nach Frankfurt am Main ein. Das Thema lautet: *Glaube zwischen Dogma und Erfahrung.*

Die Tagung nimmt ein zentrales inhaltliches Anliegen der Forschung von Alois Grillmeier auf und beleuchtet es in den Forschungsschwerpunkten des Instituts für die Theologie der Gegenwart: Dogmengeschichte, Systematische Theologie, Ökumene und interreligiöser Dialog.

31. Oktober 2020: Festakt zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Helmut Engel SJ

JUBILARE

14.8.2020: Eugen Hillengass SJ (90 Jahre)
20.8.2020: Wilfried Dettling SJ (55 Jahre)
05.11.2020: Ansgar Wucherpfennig SJ (55 Jahre)

„Wir müssen die Städte zurückgewinnen“

Vom Griesheimer Pfarrhaus zum Allgemeinen Deutschen Fahrradclub. Fragen an Burkhard Stork

A

Alumni berichten

Brauchen Fahrradfahrer*innen heutzutage großes Gottvertrauen, wenn man an den Straßenverkehr in Städten wie Frankfurt denkt?

Ja, ich denke, das kann man so sagen. Ich erinnere mich, dass ich als Student in einem Pfarrhaus in Frankfurt Griesheim gewohnt habe. Deshalb hatte ich das große Glück, dass ich nach Sankt Georgen die ganze Zeit am Main entlangfahren konnte. Das ist der einzige Grund, warum ich in Frankfurt Fahrrad gefahren bin – sonst hätte ich das nicht gemacht.
Das Problem besteht darin, dass das Verkehrssystem und vor allem das Radfahrsystem in den vergangenen 20 bis 25 Jahren von sehr intensiv Radfahrenden, in der Regel technisch ausgebildeten Männern, auf ihre eigenen Bedürfnisse hin entwickelt wurde. Mutige, sportliche Fahrer können sehr wohl zwischen Autos fahren. Wir haben im Radverkehr die Sondersituation, dass Menschen ihren eigenen Fahrstil als normativ angesehen haben. Auf diese Weise wickelt man Radverkehr eher ab, statt ihn zu fördern und neue Menschen zum Fahrradfahren zu animieren. Dazu müsste eine einladende Infrastruktur hergestellt werden, die auch Menschen offensteht, die bisher nicht mit dem Fahrrad unterwegs sind.

Wie schafft man es denn aus dem Griesheimer Pfarrhaus nach Berlin?

Ich habe in Sankt Georgen Theologie studiert ohne die Absicht, Priester zu werden. Das Theologiestudium habe ich relativ pragmatisch verstanden als einen Zugang zu einem sehr vielfältigen Kosmos von Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitgebern. Außerdem bietet die Kirche selbst ja viele Berufsmöglichkeiten. Ich habe während des Studiums und direkt anschließend für den Katholikentag gearbeitet. Ich glaube, Mainz 1998 war mein erster, dann habe ich Diplom gemacht und bin direkt zum Katholikentag 2000 in Hamburg gegangen. Anschließend wurde ich stellvertretender Geschäftsführer des Ökumenischen Kirchentags in Berlin 2003. Mich hat damals schon die Verbindung von Inhalt und Organisation interessiert. Das ist auch sicher das, was mich an Kirche über meinen persönlichen Glauben hinaus am ehesten fasziniert hat: Organisatorische Gestalt und Inhalt. Das passte gut zum Kirchen- und Katholikentag. Danach bin ich dann Verbandsgeschäftsführer eines Patientenverbandes geworden und von dort aus zum ADFC gegangen.

So ein klassischer kirchlich-pastoraler Beruf wäre nichts für Sie gewesen?

Nein. Ich habe zwar die klassische Karriere in der Pfarrgemeinde hinter mich gebracht und war parallel im Verband engagiert. Heute sind wir es ja auch gewohnt, in Pfarreien und Großpfarreien zu denken, um etwa die Jugendarbeit über mehrere Gemeinden hinweg zu bündeln. Aber ich bin ja in den Achtzigern und Neunzigern sozialisiert, in denen wir noch den Eindruck hatten, jede Gemeinde sei für sich und jede Pfarrei müsse alles alleine stemmen. Diese Idee von Vernetzung mit der nächsthöheren Ebene zur Arbeitsentlastung war damals noch fremd. Deshalb dachte ich, ich bin nicht gut geeignet für die Gemeindearbeit, weil ich dann immer aus dieser Heimatgemeinde heraus gleich die nächsten Anknüpfungspunkte suche. Das passte nicht. Heute würde es vielleicht passen.

Würden Sie sagen, Ihre Ausbildung hilft Ihnen im Beruf? War das Theologiestudium nützlich?

Es ist überhaupt keine Frage, dass mein Studium mir hilft. In zwei unterschiedlichen Bereichen: Ich habe ganz sicher in Sankt Georgen wissenschaftliches Arbeiten, wissenschaftliche und intellektuelle Redlichkeit gelernt. In meinem Berufsleben bin ich derjenige, der diese Fragen stellt: „Ist das sauber gemacht? Taugt das was?“ Und da glaube ich, dass die harte Schule von Einleitungswissenschaft und Exegese hilfreich war. Der zweite Aspekt, bei dem mir mein Studium sicher geholfen hat, ist das Erkennen und Verstehen komplexer Systeme, die zunächst unübersichtlich wirken und von denen man annimmt, dass sie keinen internen Gesetzmäßigkeiten folgen. Darin Strukturelemente und sich wiederholende Handlungen oder Emotionen zu erkennen, ist sehr nützlich für meine Tätigkeit.
Der AFDC hat heute 190.000 Mitglieder, 16 Landesverbände und nochmal fast 400 Ortsgruppen und selbstverständlich – und das ist auch richtig so – glaubt jede dieser Gruppierungen, dass alles, was sie tut, ganz einmalig ist. Das stimmt natürlich, da es immer unterschiedliche Menschen sind, die an einem Problem arbeiten, aber es gibt eben auch strukturelle Herausforderungen, die überall gleich sind.

Zur Person

Burkhard Stork, geboren 1972 in Münster, studierte von 1992 bis 1998 Katholische Theologie in Frankfurt/Sankt Georgen und Tübingen. Anschließend arbeitete er für den Katholikentag in Hamburg (2000) und den Ökumenischen Kirchentag in Berlin (2003), war Referent für politische Bildung und leitete mehrere Jahre einen Patientenverband. Seit 2011 ist er Bundesgeschäftsführer des Allgemeinen Deutschen Fahrradclubs e.V. (ADFC). Der 190.000 Mitglieder starke Verband engagiert sich politisch für die Interessen von Radfahrer*innen und setzt sich unter anderem für eine fahrradfreundliche Infrastruktur ein, die Menschen verschiedener Altersklassen und mit unterschiedlichen körperlichen Fähigkeiten offensteht. Stork lebt in Berlin und hat drei Kinder.

Foto: © Yaopey Yong, Unsplash.com

Wie sehen Sie die Rolle der Kirchen in der Verkehrspolitik? Die evangelische Kirche hat sich ja beispielsweise mit der Petition zum Tempolimit klar zu einem verkehrspolitischen Thema positioniert.

Unabhängig davon, welche der christlichen Kirchen es ist: Ich bedauere sehr, dass beide Kirchen das Thema „Zusammenleben in der Stadt" sträflich vernachlässigen. Natürlich rede ich in meiner Funktion als ADFC-Geschäftsführer in aller Regel über Radverkehr. Wir versuchen aber immer, deutlich zu machen – und das ist mir persönlich ein großes Anliegen –, dass es am Ende um das Zusammenleben von Menschen im urbanen Raum geht. Wenn man sich amerikanische und auch zunehmend lateinamerikanische und afrikanische Städte sowie die asiatischen Megametropolen anschaut, merkt man, dass es gar keine Aufenthaltsräume mehr gibt. Da gibt es nur noch Verkehrsräume zwischen den Häusern, und es gibt überhaupt keine Gelegenheiten und Orte, wo Menschen sich treffen. Das führt zu einem radikalen Wandel. Für mich geht es deshalb – neben den ökologischen und sicherheitsrelevanten Aspekten – in erster Linie darum, dass wir Städte zurückgewinnen. Da gerade das Christentum zumindest in seiner paulinischen Ausprägung klar eine Stadtreligion ist, finde ich es wirklich enorm bedauerlich, dass die Kirchen da nicht einsteigen beziehungsweise eingestiegen sind.

Auf Ihrem Twitter-Account teilen Sie auch viele internationale Inhalte. Wie sehen Sie Deutschland im Vergleich aufgestellt und woran mangelt es hierzulande noch?

Als ich meine derzeitige Tätigkeit 2011 begonnen habe, hatte ich als erstes Kontakt mit unserem amerikanischen Partner. Der sagte mir damals, dass Deutschland über Jahrzehnte hinweg Vorbild und Vorreiter war. Seit einigen Jahren habe er allerdings den Eindruck, dass sich das Verhältnis umgekehrt und Deutschland großen Nachholbedarf habe. Der Kollege, heute ein guter Freund von mir, hat Recht. Wir haben Ende der 90er, Anfang der 2000er in Deutschland sehr stark den Anschluss verloren. Es gibt natürlich – vom Radverkehr in Holland abgesehen – nicht das perfekte Land, sondern es sind immer einzelne Kommunen, die etwas unternehmen, es gibt Länder wie Kanada und die Vereinigten Staaten, wo enorm viele Städte Neuaufbrüche wagen, es gibt strukturell in Lateinamerika immer weniger Fördergeld für autogerechten Ausbau. Das ist alles sehr spannend, aber man kann nicht sagen, es gäbe einheitlich in allen Städten außerhalb Deutschlands eine Richtung. Heute hinken wir den 100 größten Städten in den Vereinigten Staaten jedoch hinterher.

Kann man heute noch als Christ guten Gewissens Auto fahren?

Ja, das kann man, wenn man die bewusste Entscheidung getroffen hat, dass es keine sinnvolle Alternative gibt und man beispielsweise alt oder körperlich beeinträchtigt ist oder den großen Vier-Wochen-Einkauf erledigt. Das ist aber wahrscheinlich nur ein geringer Teil der Fahrten. Die meisten Autofahrten finden im ganz kurzen Bereich statt: Fünfzig Prozent liegen unter fünf Kilometern.

Fahren Sie als passionierter Radfahrer jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit?

Nein, das tue ich nicht. Ich hätte 15 Kilometer in die Stadt, das kann man gut schaffen, vor allem mit dem E-Bike. Ich habe allerdings die Herausforderung, dass von diesen 15 Kilometer maximal 300 bis 400 Meter angenehm zu fahren sind. Der Rest ist ätzend, man muss zwischen den Autos fahren oder sich auf viel zu kleinen Radwegen durchschlagen, die schon längst von Wurzeln hochgedrückt sind. Ich käme höchst genervt im Büro an. Deswegen mache ich das nicht, aber das ist natürlich mein persönliches Ziel.

Zu Ihrer politischen Arbeit: Reden Sie eigentlich nur mit den Grünen oder kooperieren Sie mit allen Parteien?

Der ADFC ist der Überzeugung, dass das Thema Radverkehrt und Verkehrswende in der Stadt ein zutiefst bürgerliches Thema ist. Genau aus den Gründen, die ich gesagt habe: Bürger*innen bekommen ihre Stadt zurück. Deswegen haben wir von Anfang an versucht, das Thema in die Mitte der Gesellschaft zu spielen. Jetzt habe ich natürlich mit meinem Hintergrund überhaupt kein Problem, auf die CDU/CSU-Fraktion zuzugehen und zu sprechen – das funktioniert auch ehrlich gesagt sehr gut. Auch mit der SPD haben wir überhaupt kein Problem. Die Grünen sind natürlich diejenigen, die am wachsten beim Thema Radverkehr sind. Das muss aber nicht heißen, dass sie auch fachlich am besten informiert sind. Da brauchen sie genauso viel Unterstützung wie alle anderen Parteien auch.

Ich bedauere sehr, dass beide Kirchen das Thema „Zusammenleben in der Stadt" sträflich vernachlässigen.

Das ist auch der Grund, warum wir uns so sehr darüber freuen, dass Andreas Scheuer gerade den Radverehr entdeckt. Nicht, weil wir mit der Verkehrspolitik von Andreas Scheuer insgesamt einverstanden sind, aber er hat das Thema Radverkehr als bürgerlich-konservatives Thema entdeckt. Das hilft, das Anliegen aus einer „grünen Ecke" herauszubekommen und trägt dazu bei, dass auch ein*e CSU-Bürgermeister*in relativ schnell Dinge geschehen lässt, die vorher gar nicht möglich schienen.

… auch mit ganz rechten Parteien wie der AfD?

Wir hatten uns schon vor der Wahl zum Deutschen Bundestag Regeln dazu gegeben: Erstens: Sie sind demokratisch gewählt und von daher haben sie ein Recht, dass wir mit ihnen arbeiten, wie mit allen anderen auch. Zweitens: Wir erwarten von den Abgeordneten der AfD, dass sie Sacharbeit machen. Das ist kleinteilig und schwierig und kompliziert. Und drittens: Wir erwarten von den Abgeordneten der AfD selbstverständlich, dass sie sich weder einzeln noch als Fraktion rassistisch oder menschenverachtend positionieren. Es hat sich dann sehr schnell gezeigt, dass das Interesse an echter Sacharbeit minimal ist und es mehr als genug Ausfälle von Einzelnen in der Fraktion – inklusive der Fraktionsvorsitzenden – in Richtung Rassismus und Holocaustleugnung gibt, die innerhalb kürzester Zeit dazu geführt haben, dass wir von uns aus jede Zuarbeit zur Fraktion eingestellt haben. Die hatten ihre Chance und haben sie nicht genutzt – und dann war's das.

Gibt es eine Erinnerung, die für Ihre Zeit in Sankt Georgen steht? Und, hätten Sie noch etwas, was sie heutigen Studierenden in Sankt Georgen mitgeben möchten?

Ich erinnere mich lebhaft daran, dass ich mindestens ein Semester AStA-Vorsitzender war. In dieser Zeit gab es Auseinandersetzungen um die neue Lebensordnung, die sich die Seminaristen gaben. Der damalige Sprecher der Seminaristen war der Auffassung: „Wir leben hier in Sankt Georgen, ihr Externen nicht." Wir „Externe" haben dann eine Zeit lang gebraucht, um zu merken, dass das Unsinn ist, dass wir als „Externe" selbstverständlich auch in Sankt Georgen leben. Und damals ist es uns gelungen, zusammen mit den Seminaristen einen Anhang zu dieser Ordnung zu erstellen, in dem wir das genau beschrieben haben: Auch wenn wir unsere Zimmer außerhalb Sankt Georgens haben, verstehen wir uns trotzdem als Menschen, die in Sankt Georgen leben und dort ihren Lebensmittelpunkt haben. Das würde meine Zeit in Sankt Georgen auch zusammenfassen: Dass ich wirklich froh bin, dass ich dort gelebt habe und diese Art von Studium genießen konnte, die sich von einem Studium an einer Universität unterscheidet.
Ich glaube, es ist wichtig, Studierenden klarzumachen, dass das Theologiestudium Menschen mit Fähigkeiten ausstattet, die sie in ganz unterschiedlichen Bereichen einbringen können. Das hat die Hochschule nicht immer gut betont. Theologie empowert Menschen, macht sie fit, mit ganz unterschiedlichen Problemen und Sachverhalten umzugehen. Dieses Gefühl, das ich bei meinem Studium hatte, möchte ich auch heutigen Studierenden mitgeben.

Die Fragen stellten Martin Höhl und Carolin Brusky.

Autorinnen und Autoren

NORBERT ABELS
wurde 1953 in Schmallenberg geboren. Er ist Publizist, Literaturdozent und war Dramaturg in Frankfurt am Main. Abels hat Literaturwissenschaft, Philosophie, Musikwissenschaft und Judaistik studiert. Seit 2006 ist er Mitglied der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste. Bis 2019 war er Chefdramaturg an der Oper Frankfurt.

JOACHIM NEGEL
wurde 1962 geboren und ist ein katholischer Fundamentaltheologe. Negel studierte Theologie, Philosophie und Romanistik. Von 2004 bis 2009 war er Studiendekan des Theologischen Studienjahrs Jerusalem. Seit August 2015 ist Joachim Negel Professor für Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg. Seit Pfingsten 2018 ist Negel ehrenamtlicher Burgpfarrer auf Burg Rothenfels am Main.

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
wurde 1965 geboren. Er trat 1991 in den Jesuitenorden ein und ist seit 2008 Professor für die Exegese des Neuen Testamentes in Sankt Georgen.

JULIA KNOP
wurde 1977 geboren. Sie studierte in Bonn und Münster Katholische Theologie und Germanistik. Seit dem Wintersemester 2016/17 lehrt sie Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.

JUTTA WILHELM-REICHARD
wurde 1965 geboren, wechselte nach 37 Jahren Sachbearbeitung in der Sozialversicherung zum 1. Oktober 2018 an den Empfang in Sankt-Georgen.

NICCOLO STEINER SJ
wurde 1976 geboren und ist nach einem Theologiestudium 2003 in den Jesuitenorden eingetreten. Seit 2018 ist er Dozent für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in Sankt Georgen.

HEINRICH WATZKA SJ
ist 1954 in Elz geboren. Er ist Jesuit und Professor für Philosophie an der Hochschule Sankt Georgen. Seit 2015 ist er Oberer der Sankt Georgener Jesuitenkommunität.

TOBIAS MÜLLER
wurde 1989 geboren und ist seit Herbst 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Stiftungslehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“. Neben Phantastik und Theologie brennt sein Herz für die KjG (Katholische junge Gemeinde).

KLAUS VECHTEL SJ
ist Jesuit, Professor für Dogmatik und Spiritual des Priesterseminars in Sankt Georgen. Klaus Vechtel wurde 1963 in Dormagen geboren, studierte in Bonn und Rom Katholische Theologie und war von 2000 bis 2007 Spiritual am Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom. Seit 2018 ist er Spiritual im Priesterseminar in Sankt Georgen.

PHILLIP FUJAK
wurde 1999 geboren und ist in Berlin aufgewachsen. Er studiert seit dem Wintersemester 2019/20 in Sankt Georgen als Priesterkandidat für die Erzdiözese Berlin und nimmt am Studienprogramm „Medien und öffentliche Kommunikation“ teil. Vor seinem Studium in Frankfurt absolvierte er das Propädeutikum in Bamberg.

VANESSA LINDL
wurde 1994 geboren. Sie studiert derzeit Katholische Theologie und Philosophie in Sankt Georgen sowie Politikwissenschaft an der Goethe-Universität.

MARTIN HÖHL
ist 1992 geboren und seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Moraltheologie in Sankt Georgen. Er hat Theologie und Philosophie studiert.

CAROLIN BRUSKY
ist 1995 geboren.. Sie studiert an der Hochschule Sankt Georgen und gehört dem Redaktionsteam des Magazins GEORG an.

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

In Heft 2, 2020 lesen Sie:

ABHANDLUNGEN

Georg Braulik OSB
Die „ekklesiologischen“ Begriffe des Deuteronomiums. Ein Beitrag zur biblischen Theologie des Gottesvolks

Christoph Halbig
Gründe und göttliches Belieben

Stefan Hofmann SJ
Die normative Bedeutung der Handlungsfolgen nach Thomas von Aquin

DISKUSSION

Christoph Bruns
Zur Kernproblematik des Reformdiskurses in der katholischen Kirche

BEITRÄGE

Åke Wahlberg
Welche Philosophie braucht die Theologie?

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de